

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Die Unvermählten

Greinz, Hugo

Berlin, 1914



39463



39463



Die Unvermählten

Die Unvermählten

Novellen

von

Hugo Greinz



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1914

ULB Tirol



+C227917206

Alle Rechte
vorbehalten

Tote Fliegen

Es war um die fünfte Nachmittagsstunde im November. Eugen wußte es ganz genau, denn er erinnerte sich auch noch viel später dieser Stunde, die so vieles verursacht hatte. Er stand vom Schreibtisch auf, an dem er ohne sonderliches Interesse in irgend einem Buch gelesen hatte. Es war das trübe, traurige Zwielicht des sterbenden Spätherbsttages eingefallen, er wollte sich seine Augen nicht verderben. Er stand auf und trat an das Fenster. Auf der gegenüberliegenden Seite erhoben sich hohe Häuserwände mit vielen Fenstern, er kannte dies Bild so genau. Beinahe wußte er, was alles sich hinter diesen Fenstern barg, — wenigstens so weit, als es ein fremdes Auge ahnen konnte. Kleine Familien, stumpfe Ehepaare, junge Mädchen, arbeitende Frauen, — es war wenig Lichtes darunter. Wäre es noch Sommer, hätte er sich aus dem Fenster beugen und in der Ferne, über viele Dächer und Straßen hinweg, einige Hügelzüge sehen können. Denn er wohnte hoch droben, und die vielen Neubauten hatten noch einen schmalen Blick in die Weite gelassen. Ehemals sah er nur auf alte Gär-

ten mit breiten Baumkronen. Ehemals . . . vor fünf, sechs Jahren. Nun sah er aber die Hügelzüge nicht. Es war ja Ende November. Die Fenster waren geschlossen, im Ofen brannte das Feuer. Wie lange mochte es noch bis zum Frühjahr dauern! Er trat zurück in das Halbdunkel des Zimmers, durchquerte es bis zur Türe, kehrte um, machte vier Schritte über den großen Teppich bis dorthin, wo ein weißes Angorafell den Bodenbelag fortsetzte. Den Blick hatte er müde und verdrossen nach abwärts gerichtet. Auf dem weißen Haar der Angorakaße sah er einen kleinen schwarzen Fleck. Er blieb stehen und bückte sich. Es war nur eine Fliege. Er streckte die Hand hinab, das Tier rührte sich nicht. Er berührte es. Eine tote Fliege. Er setzte seinen Gang durch das Zimmer fort, in dem das Dunkel des sinkenden Nachmittags immer dichter wurde. Eine tote Fliege. Er wußte nicht, ob diese Wesen im November überhaupt von einem Massentod ereilt würden. Vielleicht war für die Fliegen die Zeit des Sterbens angebrochen. Er nahm sich vor, darüber irgendwo nachzuschlagen. Man mußte dies doch erfahren können. Vorläufig faßte er das Tier behutsam bei den Flügeln, öffnete die Ofentüre und warf es auf die glühenden Kohlen. Ehe er die Türe noch schloß, zischte und brenzelte es, und der Anblick eines in der Hitze versengenden, sich krümmenden Leibes blieb ihm nicht erspart.

Vor zwei Stunden hat sie vielleicht noch gelebt. Sie ist verhungert, durchfuhr es ihn plötzlich. Natürlich ist sie verhungert! Wovon soll sie bei mir leben? Kein einziger Rest einer Speise, kein Brotkrümchen, kein Zuckerstäubchen ist in meinen Zimmern. Meine Wohnung ist ein Sarg für die Fliegen.

Solche Gedanken taten ihm nicht wohl. Er öffnete beide Flügel der Türe zu seinem Schlafzimmer, er machte die Türe zum Vorraum auf, stellte sich in die Mitte, blickte ringsum, sah die ganzen Räume. Ordnung und Geschmack waltete hier. Er drehte überall das Licht auf. Kann ein Junggeselle schöner, stillvoller leben? Wie war er stets bedacht gewesen, die Wände mit guten Bildern zu schmücken, ein Möbelstück nach dem anderen durch ein besseres zu ersetzen, — wer ihn besucht hatte, beneidete ihn, bewunderte den Stil, der mit den Jahren in diese Räume eingezogen war. Das Heim eines Menschen von Bildung, Geschmack, Klugheit, Auserlesenheit. Es hätte nur noch gefehlt, daß man ihm sagte, er sei ein Lebenskünstler. Ja, ja, — es stimmte alles. Aber die Fliegen fielen hin und starben, weil sie in diesem Prunksarg nichts zu fressen fanden.

Wenige Tage später kam Eugen des Nachts nach Hause, trat in sein Arbeitszimmer, sog den dünnen Duft der paar Blumen ein, die er auch im Winter niemals missen konnte, kam zum runden Tisch in der Mitte des Zimmers. Da war noch die Post, die

man abends gebracht hatte. Auf den Briefen, die zu oberst lagen, ein schwarzer Fleck. Das war die zweite tote Fliege. Eugen hatte den Abend in angenehmer Gesellschaft verweilt, war in guter Laune nach Hause gekommen. Die verfolgte mit einem Mal, wie er dies Tier dort auf dem Rücken liegen sah. Der Ofen war kalt. Er mühte sich, Feuer zu machen, er nahm abermals behutsam die Fliege und legte sie auf das brennende Holz, schloß aber rasch die Thüre, damit er nicht den sich krümmenden Leib sehe. Und in tiefe, trübe Nachdenklichkeit versunken, setzte er sich in den Stuhl vor dem Schreibtisch. Das war ein zweihundert Jahre altes Stück, er hatte große Freude gehabt, damals, als er es erworben.

So ist nun mein Leben! Die Fliegen sterben. Im Sommer war er einige Wochen im Süden gewesen, die Fliegenplage war dort groß, man hatte in seinem Zimmer die leimbefstrichenen Fänger aufgestellt, und er beobachtete manchemal, wie qualvoll hier die Leben zugrunde gingen. Von zehn, die der Verlockung nicht widerstanden, konnte sich kaum eine wieder losreißen. Erst streckten sie sich noch mit steilen, aufrechten Füßen und schwirrten mit den Flügeln, — die klebrige Masse ließ nicht los, die Tiere wurden müde. Hatte der Leim erst einen Flügel gefangen, sanken sie hin, — nach fünf Minuten noch, so als ob die Energie plötzlich wieder

erwachte, gab es letzte verzweifelte Versuche und Anstrengungen. Mit jeder Bewegung machten sie es aber schlechter, fielen immer tiefer in den süßen Brei, der fesselte, wo er berührt wurde. Entstellt, verpickt, überschleimt lagen sie zu Haufen, psui! Bei ihm starben sie eines natürlichen Todes, verhungerten, legten sich auf den Rücken und waren Leichen. Es blieb ihm nur übrig, sie zu bestatten. Warum hatte er dies in früheren Jahren nicht bemerkt? Mangelte ihm die Zeit, fiel es ihm nicht auf? Oder war jetzt eine dieser gefährlichen Pausen im Leben gekommen, in denen man strenger um sich sieht? Es war möglich. Er wußte nur das eine, daß der Eindruck dieser kleinen Leichen ihm fürchterlich war. Er wagte es nicht, es irgendwem zu sagen, man hätte ihn ja ausgelacht. Aber jedesmal betrat er mit einem geheimen Grauen seine Wohnung, trat jeden Morgen angstvoll aus dem Schlafzimmer in seinen Arbeitsraum. Es verging kaum ein Tag, daß er nicht da und dort eine kalte Fliege aufheben mußte. Es stand außer Zweifel, daß sein Auge sich dafür geschärft hatte. Er hätte sich ja dagegen wehren können. Wer hinderte ihn, eine Schale mit Obst, Backwerk oder Milch aufzustellen? Nein, das mochte er nicht. Wenn sie mein Leben, so wie ich es führe, nicht teilen wollen, sollen sie verrecken. Und weiter dachte er: ich darf dies alles nicht ändern, dies ist die notwendige, natürliche, unabwendbare Begleit-

erscheinung der Art, in der ich mein Leben hinbringe, allein, egoistisch, mörderisch.

Über dieses Leben nachzudenken, wozu er Gelegenheiten schon früher in Fülle gehabt hätte, zwangen ihn erst jetzt die Fliegen, die nicht mehr leben konnten. Und es kamen ihm Gedanken, die sich bisher nur selten vorgewagt hatten. Er brachte jetzt viele Stunden, die er sich sonst anderswo vertrieben hatte, in seiner Wohnung zu. Es war still um ihn, im Ofen summete es, Bilder schauten auf ihn, die Einsamkeit kroch langsam heran, stieg ihm bis zur Kehle. Er saß wie in einem Gefängnis. War eine Stunde dieses Hinsinnens vergangen, tobte es ihm in den Ohren, wie von lärmender, dröhnender Musik. Es war die Stille, die all dies austönte. Und er sah auf die letzten Jahre zurück, hörte Stimmen, die einst zwischen diesen Wänden ihren Klang verströmt hatten, Gestalten traten durch die Türe, wuchsen aus dem Boden. Es nützte nichts, daß er die Hände vor die Augen legte, — sie waren hier, sie sagten ihm, wie allein er sei. Wie vieles hatte er hier genossen, was ihm jedesmal Glück zu sein schien, wie untreu war er jeder gewesen, wie flüchtig waren alle diese Erlebnisse. Frauenbilder hingen an den Wänden, lagen auf dem Tisch, — jedes Gesicht war ihm nun fremd, jeder Mund kalt. Habe ich denn wirklich all dies gelebt? Und vor drei Jahren noch — mit Scham dachte er daran — ging eine alte, ein-

fache Frau durch diese Räume und staunte. Wenn alle wiederkommen würden, — unter diesem müden Schritt der Mutter, die tot war, würde das Parkett nie mehr knistern. Aber auch von den anderen, die durch diese Türe gingen, wird keine mehr kommen. Ich kenne sie nicht, was waren sie mir? Ich lebe in einem Sarg, ich lebe ein kaltes, eigennütziges, von keiner Sorge für andere gesegnetes Leben. Darum sterben auch die Fliegen, die überall sonst gedeihen, wo der Mensch nicht allein lebt und sein tägliches Brot auch das ihre ist. Auf dem weißen Fell könnte ein spielendes Kind sitzen, das im nächsten Augenblick die Augen lachend zu mir aufschlägt. Eine junge Mutter könnte durch die Türe schreiten, ihre Stimme würde die wühlende Musik der Stille mit einem Mal zum Schweigen bringen. Eine junge Mutter . . .

Die Fliegen starben, und die Zimmer erwachten zu merkwürdigem Leben, strömten Anklagen und Drohungen aus. Alles blickte kalt und feindlich auf ihn. Er fühlte sich von Haß umgeben. Längst hatte er alle Bilder, die ihn an vergangene Erlebnisse erinnerten, weggeräumt. Es half nicht viel. Von allem, was sich in diesen Räumen abgespielt hatte, wuchs das Häßliche wie ein giftiges Tier empor, das nach ihm greifen wollte: Tränen, Verwünschungen, Szenen der Verzweiflung. Bisher hatten die Wände, die Möbel, alles stumm angesehen. Nun

begannen sie zu reden, zu schreien, waren lebende Wesen, die Jahr für Jahr in sich hineingewürgt hatten, wessen sie Zeugen waren, und nun alles, alles ihm ins Gesicht spieen. Wie schmutzig wird man davon, wie ekelt einem, — kalte, übelriechende Speisereste können nicht widerlicher sein.

Und auf dem weißen Fell der Angorakatze könnte ein Kind spielen, freudig aufkrabbelnd, wenn er nach Hause käme, ihm mit den kurzen Beinen entgegenlaufend, lachend, schreiend . . .

So konnte es nicht weitergehen. Man muß einen Schluß setzen. Noch ist es nicht zu spät, den Weg zu verlassen, links, rechts zu biegen, einem Ziel entgegen, das weit abseits von der Selbstsucht und Unnatur eines solchen Daseins liegt. Ist es nicht besser, einen einzigen Menschen zu beglücken, als viele zu beschmuhen? Eugen rang nach Entschlüssen. Er mußte sich von all dem Toten befreien, das ihn umgab. Eine Woche lang war er seiner Wohnung ferngeblieben und hatte sich in einem Hotel eingemietet. Es nützte nichts, es rief ihn zurück, er ging wie von einer übergewaltigen, höhnischen Macht gezogen, die Stiegen zu seinen Zimmern empor, die ihn erst freundlich empfingen. Hatte er es sich darin bequem gemacht, suchte er die Ruhe, die er noch vor wenigen Wochen in ihnen genoß, begannen sie aber zu flüstern, eine Stimme drängte sich in die andere, es war ein Chor der Sünden, der Ver-

brechen, dünkte ihn. Er schlug gegen die Wände, gegen Kästen und Tische, — die Beleidigten blieben kalt und gefühllos, sie waren die stärkeren. An einem der weißen Vorhänge, die vor den Fenstern niederfielen, sah er eine große, dicke Fliege sitzen, sie putzte sich. Er staunte. Wo kommst du her, wer bist du? Wer kommt von Lebenden noch zu mir? Sie flog auf, gegen das Licht, er sah ihren Leib grünlich schimmern, hörte sie brummen und fühlte sie plötzlich kalt und kribbelnd auf seiner Hand. Von unsagbarem Ekel geschüttelt sank er in einen Stuhl.

Nun wußte er aber, was er zu tun hatte. Er hatte es erfahren, daß es nichts nütze, wenn er die Wohnung verlasse. Solange sie bestand, hatte sie die Macht über ihn. Also mußte er sie vernichten. Er saß am Tisch und kramte in den Laden. Dies wollte er doch retten und jenes, in ein neues Leben hinüberführen. Briefe, Bücher, Bilder, Erinnerungen lagen aufgestapelt und bedeckten hoch die grüne Platte. Sein Blick ging prüfend darüber, lange überlegend. Vieles war darunter, was ihn an schöne Stunden, an liebe Menschen mahnte. Er schwankte. Dann raffte er sich auf. Nein, — nichts, nichts von all dem soll bleiben. Ich muß mich völlig befreien. Er stopfte wieder alle Laden voll damit. Am nächsten Abend ging er ans Werk. Der große Teppich reichte bis zum Ofen, der stark geheizt war. Er faßte mit der Zange einige glühende

Kohlen und legte sie auf den Teppich. Erst stieg der Geruch von verbranntem Tuch auf, und dünne Rauchschwaden. Aber keine halbe Minute währte es, bis kleine Flammen aufzüngelten. Gespannt sah er hin, ob sie erlöschen würden. Nein, sie thaten es nicht. Sie griffen weiter, der Rauch wurde dichter, mißfarbig. Sie griffen weiter. In der Nähe des Ofens stand ein Regal, mit Büchern bis zum Boden hinab gefüllt. Eine kleine feurige Zunge leckte nach dem Papier, — erlosch, flammte wieder auf, kroch einige Buchrücken empor, es knisterte. Der Qualm wurde beißender, der ganze Raum füllte sich damit. Eugen trat in das Vorzimmer, zog den Überrock an, nahm Hut und Stock. Kehrt wieder um, fühlte, wie ihm der Rauch entgegenschlug, sah, wie das Feuer über den ganzen Teppich lief, der Fuß des Tisches in der Mitte zu glimmen anfing, und verließ erleichtert seine Wohnung. Auf der Stiege noch kam ihm der Gedanke: wie bald wird man es entdecken, aber hoffentlich nicht früher, als alles unbrauchbar und verdorben ist. Und das Wasser wird das übrige tun.

. . . Wie wohlthätig kann ein Rausch sein. Er beginnt wie ein maskierter Gast. Man denkt nicht, daß er es wäre, der käme. Er nähert sich ja in ganz anderer Gestalt. Er macht den Kopf frei, die Gedanken leicht, die Phantasie beschwingt. Ist man so weit, sollte man natürlich aufhören und den

schmeichlerischen Gast hinauswerfen. Denn später demaskiert er sich, wird aufdringend, lästig, läßt sich nicht einreden, daß er ja ungebeten ist. Aber es ist eine gute Weile bis dorthin.

Eugen hat in einem eleganten Restaurant gespeist, fröhlich in seiner Einsamkeit, mit gesundem Appetit. Da er allein sitzt, kann er seine Liebenswürdigkeit, die sich gerne zeigen möchte, nur zu den Kellnern äußern, die ihn bedienen. Nicht, daß er mit ihnen spräche. Nie tut er so etwas. Aber sie merken an der ganzen Art, in der er ihre Dienste hinnimmt: das ist ein Gast, der eine gute Stunde hat, dem irgend was Glückliches begegnet ist. Wie er gehen will, stürzen sie herbei und helfen ihm in den Überrock, reichen ihm Feuer zu der Zigarette, die er noch aus seiner Tasche gegriffen, öffnen ihm mit höflichen Bücklingen die Türe. Draußen sieht Eugen auf die Uhr. Elf. Er knöpft sich den Rock zu, stößt mit dem Stock unternehmend auf das Pflaster, überlegt eine Weile. Es gibt so viele hübsche Lokale, in denen die Stunden wie das leichteste auf der Welt verfliegen. Man ist überrascht, wenn es auf einmal zwei Uhr morgens ist.

Ach Gott, endlich wieder einmal ein Abend, an dem alles nach Wunsch geht. Man grübelt nicht, man lebt. Die Geigen spielen, fröhliche Menschen ringsum, Blumen, Lachen. Wie wohl das tut. Und — richtig! — neben ihm doch dies Mädel, fast

die hübscheste von allen. Eine, die Erziehung genossen hat, zu Hause oder anderswo, bei dem ersten oder vierten Geliebten, wen geht dies an? Sie ist lieb und hat Geschmack. Eugen hat eine weiche Hand in der feinen, eine nervöse, zuckende, voll des Lebens. Und Augen sehen ihn an, die noch manches erwarten. Ja, ja — alles wird kommen, alles wird sich erfüllen.

Es ist wirklich schon halb zwei. Eugen ist müde, er fühlt den Kopf als etwas lästig Schweres. Man ist diese Abende nicht mehr gewohnt, den Wein nicht, die laute sinnlose Musik nicht. Also Aufbruch. Der Portier reißt das Tor auf. Eugen steigt mit dem Mädchen in ein Auto. Nach Hause! Wie er sich in die Polster zurücklehnt, fällt seine Begleiterin ihm um den Hals und drückt ihre feuchten Lippen auf die seinen, läßt sie lange nicht los. Ein warmes Behagen durchströmt ihn. Ist das Leben nicht schön? Plötzlich mit einem Ruck hält der Wagen. Nun? Eugen reißt den Schlag auf. Weiterfahren! Der Chauffeur schreit irgend etwas zurück. Eugen macht einen Schritt aus dem Wagen. Das Auto kann nicht weiter. Viele Menschen stehen trotz der späten Stunde auf der Straße, eine Kette von Polizisten sperrt die Menge ab. Lärm, Gerassel, Rauch. Es brennt. In seiner Straße. Wie eine Spule, die rasend abschnurrt, gehen seine Gedanken zurück. Es brennt. Ja, — es brennt in seinem

Zimmer, — aber nein, das ganze Haus brennt! Man sieht zwar keine roten Flammen mehr. Aber von Qualm und Rauch und Gestank ist die Straße erfüllt, von halbverkohlten Möbelstücken, Matratzen, Kisten, — geschwärzte Feuerwehrlente, glösende Balken, — und schmutziges Wasser fließt überall. Aus zwei Häusern starren entblößte Kamine wie häßliche lange Hälse in den dunkeln Himmel.

Die Spule sauft ab. Wieviel Fliegen mögen verbrannt sein, denkt Eugen plötzlich. Dann hört er die Stimme des Mädchens neben sich, voll Neugier und Angst. Und der Chauffeur sieht ihn fragend an, wohin er nun solle. Wie abwesend gibt ihm Eugen Antwort. Nun natürlich, — jetzt müssen sie in ein Hotel, wohin denn sonst.

Wie das Auto zurückfährt und vorsichtig im Bogen umkehrt, hört der Lärm und das Stimmengewirr mit einem Mal auf. In der Kette, die die Straße absperrt, öffnet sich lautlos eine Lücke. Man trägt den ersten Toten heraus. Tücher sind über ihn geworfen. Stumm blicken die Menschen auf die Träger und auf die Last.

Asfese

Von einer Reise nach Italien — einer lange ersehnten und mit Inbrunst herbeigewünschten — war Gregor vorzeitig zurückgekommen. Er hatte mancherlei gesehen: die prunkvollen eleganten Frühjahrsstoiletten der vornehmen Römerinnen bei den ersten Rennen in Parioli und den fußlosen dicken Bettler, der am Ausgang der vatikanischen Sammlungen die Fremden, die die Sixtina und die Stanzgen des Raffael verließen, liebenswürdig und trinkgeldheißend angrinste und den Zögernden sich mühselig auf seinem Wägelchen in den Weg schob; er hatte die deutschen Kokotten in der Via Nazionale angestarrt, die ihn mit einem heimatlichen „Guten Abend!“ locken wollten, und die schlecht gekleidete, wild gestikulierende Menge gesehen, die auf dem Monte Citorio gegen irgend einen Beschluß der Kammer demonstrierte und vom eilig heranrückenden Militär zurückgedrängt wurde. Er war die Galerien und die Straßen auf und ab gelaufen, saß in den lärmenden Cafés und in schmutzigen Osterien, und nach fünf Tagen faßte er, verwirrt und bestürzt, den plötzlichen Entschluß, abzureisen und geraden

Weges nach Hause zu fahren. Am nächsten Morgen saß er schon im Schnellzug, der ihn nach dem Norden führte; Leute stiegen ein und aus, er lehnte in der Ecke und sah starr in die Landschaft hinaus, die an ihm vorüberflog, bald von der Sonne des wetterwendischen Vorfrühlings Tages bestrahlt, bald unter den Schatten schnellwandernder Wolken sich duckend. Florenz war vorbei, und der Zug rollte zwischen den kahlen Bergen der Apenninen. Er fuhr in eine Station ein, Gregor las auf dem Bahnhofsgebäude einen unbekanntenen Namen, der ihm nichts sagte. Dann blickte er auf den Ort. Eng zusammengedrückte Häuser, eine hochgeschweifte Brücke, die über einen dünnen Flußlauf führte, von dort der Weg zum Bahnhof. Er sprang auf, nahm, ohne sich bewußt zu werden, warum er eigentlich dies tat, seinen Koffer, drängte sich hinaus, als ob er die größte Eile hätte, und verließ den Wagen. Kaum stand er auf dem Boden, schrie der Schaffner sein „Partenza!“, die Räder knirschten, die Puffer zwischen den Wagen stießen ob des plötzlichen Ruckes zusammen, und der Zug rollte, erst kaum merklich, dann immer geschwinder, fort. Gregor stand, den Koffer neben sich gestellt, vor dem Bahnhof und blickte ihm nach. Sah, wie die Schienen in den letzten Strahlen der Sonne aufglänzten, wie die lange Rauchwolke der Lokomotive zerflatterte und sich in zerrissene Fetzen auflöste, und wie der Zug

schließlich von einer Berglehne verschluckt wurde. Irgend ein Bahnangestellter trat zu ihm hin und verlangte die Karte. Er mußte die Unterbrechung der Fahrt anmelden, ein halbwüchsiger Junge ergriff seinen Koffer, trug ihn vor das Bahnhofsgebäude und hob ihn in einen Wagen, der mit einem klapperdürren Pferde bespannt war, und dessen Kutscher, fröhlich über die Fahrt, die er nicht mehr erwartet hatte, mit der Peitsche knallte, daß einem das Ohr weh tat. Gregor hörte sich, wie er irgend was von einem guten Hotel sagte, der Kutscher fragte nicht lange, welches er meine, zog die Zügel an und fuhr rasch darauf los. Hinter dem Wagen eine auffliegende Staubwolke und das Geschrei einiger schmutziger Jungen, die um ihren Soldo gekommen. Bald fuhr der Wagen langsamer, und Gregor sah, daß man auf der geschweiften Brücke war und sich vor ihm die kleine Stadt öffnete. Vor einem rotgestrichenen Haus hielt der Kutscher, empfang seinen Lohn und kehrte mit dem Wagen langsam um. An den Tischen vor dem Gasthof saßen ein paar Männer, frankten ihren Wein und blickten neugierig auf den Fremden, der Wirt kam heraus und begrüßte ihn, und auf einmal saß er in einem kahlen, schmutzigen Zimmer. Das Fenster stand offen, abgebrochene Laute von Weibergeschwätz und Männerflüchen drangen herein, und er dachte angestrengt darüber nach, wieso dies gekommen sei, daß

er nun auf einmal statt in dem nach Norden eilenden Schnellzug in dem Zimmer eines sehr mittelmäßigen Hotels in einem reizlosen unbekanntem italienischen Nest sitze. Es fiel ihm kein Grund ein. Aber er erinnerte sich: als der Zug hier eingelaufen war und er auf den Ort blickte, hatte ihn ein starkes und nicht zu überwindendes Gefühl trostloser Traurigkeit überkommen, die Häuser, die sich wie eine Schar angstvoller Schafe eng aneinander und fast übereinander drängten, schauten ihm ernst und in ihrer Verlassenheit sich gleichsam nach einer Umarmung sehend entgegen, und plötzlich war ihm gewesen, als ob er all dies schon einmal gesehen hätte, — in einem Bilde, in einem Traum, in irgend einer weit hinter der jetzigen gelegenen Stunde hatten diese Brücke mit dem hochgespannten Bogen, diese Stadt, die sich an den Berg klammerte, schon vor ihm gestanden. Als der Zug verschwunden war, dünkte sie ihm freilich wieder fremd. Aber nun war er hier und konnte erst am nächsten Tag wieder fort. Also mußte er sich wohl oder übel in diesen Aufenthalt fügen. Er verließ bald sein Zimmer und ging auf die Straße. Der Gasthof, in dem er abgestiegen war, lag in der Hauptstraße. Sie war von mäßiger Breite, zwischen den hohen, schmalbrüstigen Häusern herrschte noch buntes Leben. Junge Mädchen, mit grellfarbenen Tüchern um die Brust, zu dritt und viert eingehängt, schoben sich müßig über das Pfla-

ster und plauderten. Die eine oder andere trällerte ein Lied. Ein Bursch oder zwei gesellten sich dazu, und es gab Lachen und Kreischen. Alternde, häßliche Weiber, denen schwarze Haarsträhnen in das schmutzige, faltige Gesicht hingen, saßen müde vor den Türen, oft ein Kind im Arm, oder mit leeren Augen in den Abend blickend. Gregor kam in die engen Gassen, in denen sich schon tieferes Dunkel eingenistet hatte. Das Leben war überall dasselbe. Bald hatte er die letzten Häuser hinter sich und schritt einen schmalen, steinigen Weg aufwärts. Kümmerliche Oliven begleiteten ihn. Er war ganz allein und ließ sich am Wege nieder. Unter ihm stieg der Rauch aus den Kaminen, ein paar trübe frühzeitige Lichter brannten, im Westen lag noch ein dünner, blaßroter Streifen. Aber er schwand rasch, und das Licht des scheidenden Tages wurde stumpf. Was mochte ihn nur hergetrieben haben, sann Gregor nach. Gestern um diese Stunde war noch das Gewühl eleganter, wohlgekleideter Menschen um ihn, die elektrischen Bogenlampen verbreiteten ihr kühles, helles Licht, Ordnung und Wohlhabenheit umgab ihn. Jetzt saß er in einer Verlassenheit, die sich bereitete, ihn von vollen Seiten zu umkrallen, und da unten hausten doch auch Menschen, — waren das andere Geschöpfe, wegen ihrer Armut, wegen ihres Begrabenseins? Das fühlen sie ja nicht, das fühle ja nur ich, dachte er. Langsam kehrte er zu-

rück. Es war schon ganz dunkel. In einer der ersten Gassen, die ihn aufnahmen, hörte er aus einer Osteria Saitenklänge und Singen. Er schob den schmutzigen Vorhang zurück und trat ein. Setzte sich an einen Tisch, an dem andere Gäste saßen, und begann zu trinken. Er saß nun den ganzen Abend hier und trank viel. Die Männer um ihn und ein paar schlampige Weiber waren erst etwas stiller geworden, bald legten sie sich aber keinen Zwang mehr auf, und je mehr die Stunde vorschritt, desto lauter und ungezügelter wurde es in der Schenke. Gregor horchte dem Gewirr der Stimmen, aus dem ihm nur selten ein paar Worte verständlich waren, und dem Klang einer verstimmtten Mandoline, auf der ein weißhaariger, fast zahnloser Alte fingerte. Die Wirtin, ein dickes, dreißigjähriges Weib mit schwarzen, lüfternen Augen, mußte ihm eine Flasche nach der anderen auf den Tisch stellen. Sie kam Gregor einige Male nahe und berührte seine Hand, aber von ihrem Körper drang ein widerlicher Geruch der Verwahrlosung zu ihm, der ihn schauern ließ. Später näherte sich ihm der Alte mit der Mandoline, und er zahlte ihm Wein. Es war schon gegen Mitternacht, als er aufbrach und mit dumpfem Kopf seinen rotgestrichenen Gasthof aufsuchte. Am nächsten Morgen — es regnete, und die Stadt bot einen noch traurigeren Anblick als am Abend vorher — fuhr er dann mit dem ersten Zuge fort, ununterbrochen, den

ganzen Tag und die ganze Nacht, bis er zu Hause war.

Er mußte noch oft an diesen Abend in den Apenninen zurückdenken, denn es war ihm, als ob er in seinem Leben einen plötzlichen Wendepunkt bedeutete. Bisher hatte sich dieses in einer hartgezogenen, geraden Linie vorwärts bewegt. Viel Arbeit lag hinter ihm. Der kleine Wohlstand, der ihn umgab, war nicht leicht erworben. Von Anfang an war es ihm zu Hause, bei den Eltern, stets gepredigt worden: das Leben ist hart und man entgleist leicht. Halt zusammen, was du erwirbst, es kommen Jahre, in denen du es brauchst. Mach es nicht so wie wir, die wir im Alter noch auf keinem grünen Zweig sitzen. Sechs Kinder waren es mit ihm, und der Vater ein kleiner Gewerbsmann mit kleiner Kundschaft. Gregor durfte studieren, und sein Streben, in eine höhere Gesellschaftsklasse einzuwachsen, war bald klar und streng in ihm ausgeprägt. Es gelang ihm, unter Darben und Verzicht auf Vieles, was seine Altersgenossen als zum Leben notwendig betrachteten. Aber er dachte sich immer: nur noch etliche Jahre, und ich bin so weit wie ihr. Als er sich dem Ende der zwanziger Jahre näherte, konnte er es sich schon erlauben, sich nicht mehr so sehr im Zaume halten zu müssen. Seither waren wiederum fünf Jahre vergangen, und er stand noch viel näher seinem Ziele. Er trug elegante Kleider,

verkehrte in guten Häusern, und man sagte ihm eine schöne Zukunft voraus. Er mußte sich zwar gestehen, daß seine eigene Ansicht über sich lange nicht so sicher war, wie die der anderen, aber er that nichts dazu, um diese zu erschüttern, und gedachte der Worte der Eltern, die längst schon auf dem Kirchhof lagen. Nur in Gesellschaft des einen oder andern vertrauten Freundes nahm er kein Blatt vor den Mund, und oft grübelte er auch allein darüber nach, in welchem Mißverhältnis eigentlich der Aufwand der Kräfte zu der Errungenschaft all dieser äußerlichen Besihsstücke stand.

Als Gregor aus Italien zurückgekehrt war, hatte er fast noch eine Woche seines Urlaubes vor sich. Er packte den Koffer aus, sah sich wieder in seiner Bequemlichkeit und runzelte die Stirne über den Unsinn, den er begangen, ohne jeden Grund seine Reise abgebrochen zu haben. In der ersten Nacht, die er wieder in Wien weilte, hatte er einen unschönen Traum. Er saß wieder in der Schenke, der Wein floß über die Tische, und der alte Weißhaarige kauerte mit seiner Mandoline auf einem der strohgeflochtenen Stühle, das Maul breitgezogen und die schwärzlichen Überreste seines Gebisses zeigend. Er war aber völlig nackt, hatte die mageren, schmutzigen Füße gekreuzt, und seine spinndürren Finger klimperten rastlos auf dem Instrument, auf dem eine Saite sprang, dann eine zweite und dritte,

bis er schließlich nur mehr auf der letzten spielte. Die Wirtin kam herein und neigte sich über ihn, und auch sie war nackt, und ihre langen, schlaffen Brüste wischten den Wein vom nassen Tisch. Ringsum tanzte und gröhlte man und umschlang sich in unzünftigen Bewegungen, — Männer und Weiber, alles nackte, häßliche, abstoßende Gestalten. Er war gerade daran, seinen Rock abzulegen und sich gleichfalls zu entkleiden, da stand plötzlich seine Mutter vor ihm, sorgenvoll und abgehärmt, wie er sie im Gedächtnis hatte, und sah ihn mit erschrockenen Augen an. Hinter ihr drängten sich in der Thür seine fünf Geschwister, auch die drei, die schon im Grabe lagen, — und er hielt inne im Entkleiden, sprang auf den Tisch, daß die Flaschen und Gläser umstürzten und ihren Inhalt verschütteten, und begann zu predigen wider die Lust des Fleisches und wider den Sauf- und Raufteufel. Alle fingen an zu lachen, auch seine Mutter lächelte, und plötzlich saß er in seinem Amtszimmer, ohne Rock und hatte Angst, daß nun alle wüßten, wie dumm und lächerlich er sich benommen. Dann erwachte er. Aber den ganzen Tag dachte er an diesen Traum, und er verbrachte den Rest seines Urlaubes fast versteckt in seiner Wohnung, sie nur rasch auf eine Stunde verlassend, wenn er das Mittagsmahl oder das Abendbrot einnehmen mußte.

Der Wiener Frühling kam. Gregor stak wieder

in seiner gewohnten Thätigkeit, traf sich mit seinen Freunden, war mit Mary beisammen, mit der er seit dem vorigen Herbst ein Verhältniß hatte, machte Spaziergänge, saß in Restaurants und Cafés, erledigte einige Besuche, — es hatte sich nicht viel geändert. Von Tag zu Tag und von Nacht zu Nacht verstärkte sich aber in ihm das Bewußtsein, wie unsinnig alles dies, wie ohne Zweck und Ziel dies ganze läppische Tappen durch ein solches Leben sei. Zehn, fünfzehn Jahre hatte er zugebracht, um endlich dort zu stehen, wo er jetzt war. Und wo würde er nach weiteren zwanzig Jahren sein? Wo anders als dieser alte, betrunkene Mandolinenspieler? Er saß an den Abenden jetzt oft allein zu Hause und rollte sein ganzes Leben ab bis in die Kinderjahre. Winter war es, und er kniete als Schuljunge in der Kirche, deren hoher, dämmernder Raum allein ihm schon Ehrfurcht einflößte. Er betete zu Maria und den Heiligen, und seine Zukunft lag in frommer Einfalt vor ihm. Das war damals. Bedürfnislos und schüchtern, im geflickten Rock und stets an das Sich-bescheiden gemahnt, lebte er die Tage. Und fühlte sich doch behütet und umsorgt. Jetzt war er verlassen und einsam wie vor Wochen in dem italienischen Nest. Unter seinen Büchern stand eine Bibel, lange nicht mehr berührt. Er nahm sie heraus, blätterte und las. Worte aus seiner Kindheit, aus den Religionsstunden klangen ihn an. Der Himmel tat sich

auf, weit und golden, und die Hölle öffnete einen drohenden Rachen. Er saß bis tief in die Nacht über diesem Buch und legte sich müde, aber ruhig zu Bette. Am nächsten Morgen schrieb er an Mary einen Brief, daß sie sich nicht mehr sehen würden, daß es aus sei, daß sie keine Versuche unternehmen möge, seinen Entschluß rückgängig zu machen. Sie machte natürlich dennoch Versuche, es gab Tränen und häßliche Stunden. Mit einer sonderbaren Wollust an dem, was ihn anwiderte, bewegte sich Gregor nun dort, wo es elegante Leute gab. Er ging in den Abendstunden über den Ring und durch die Straßen der inneren Stadt, weidete sich am Puß und Reichthum, den die Menschen trugen und der in den Auslagen zur Schau gestellt war. Eine Stunde später schlich er sich durch die Vorstädte und betrachtete mit gleicher Bier das Elend, die Verkommenheit, die Niedrigkeit. Die einen Abende setzte er sich in schlechte unreinliche Schenken, hörte an Nebentischen streiten und schimpfen, Flüche auf die Reichen, empfing mit Genugthuung hämische Seitenblicke oder verächtliche Worte, die beide seinem besseren Aussehen galten; die anderen saß er in teuren Gartenrestaurants, inmitten fadellos gekleideter Menschen. Er beobachtete diesen und jenen Tisch, belauschte Gespräche ihm ganz Fremder und Gleichgültiger, gab ein nobles Trinkgeld und verließ mit gelassener Miene den Garten. Draußen, an den

Jäunen, stand die Menge und horchte auf die Musik der Kapelle. Manche Blicke starrten neidisch nach den Tischen, nach den Frauen und Mädchen, die hier in Heiterkeit den Abend verbrachten und sich von den Herren umwerben ließen. In ihm wühlte es, er zitterte, er wußte nicht: gehörte er zu den drängenden Jaungästen da draußen oder zu den Glücklichen an den weißgedeckten Tischen. Er eilte durch die dunkle Praterallee, stürzte in irgend einen der Straßenbahnwagen, mit dem Verlangen, nur fortzukommen von den Menschen, hinweg, hinaus. Oft fuhr er kreuz und quer, an den Rand der Stadt und an den anderen, und schleppte sich dann nach Mitternacht müde die leeren Gassen heim, in seine Wohnung hinauf, die ihm einst lieb war, und die ihn nun wie ein Sarg aufnahm. Etwas Totes, Unlebendiges, Gefürchtetes. Einige Tage überlegte er es sich. Dann tat er es. Er verkaufte seine Möbel, alles andere auch, was ihm entbehrlich schien, und nahm sich in einem vierten Stock, bei einer alten, grämlichen Witwe ein kleines Zimmer. So, wie er es einst als Student hatte. Das genügte. Auch sonst schränkte er sich ein. Er gab das Rauchen auf, seine Mahlzeiten wurden kärglich und billig. Er dachte an einen Freund, der, um seine Energie zu prüfen, den komischen Einfall hatte, sich alljährlich einen Monat lang alle sonst gewohnten Genüsse zu versagen: die Zigarren, den Alkohol, das Kaffeehaus,

das Theater, das Weibliche. Er lächelte. Wenn die Willenskraft nur für einen kurzen Monat reichen sollte, wäre es traurig. Und er wollte es nicht tun, um bloß seinen Willen zu erproben, denn er fühlte immer mehr die Gewißheit in sich stark werden, daß die Entfagung das größte Glück sei, daß sie uns befreit von den Fesseln der groben Körperlichkeit, von dem ganzen lächerlichen Tand dessen, was Millionen das Leben nennen.

Der Frühling ging zu Ende, und die Stunden mehrten sich, in denen Gregor glücklich war. Nur eines konnte er noch nicht entbehren. Er mußte sich noch immer zwischen den Kontrasten bewegen, es war ihm, als ob eine Stimme in ihm geböte, hoch und tief zu steigen, sich zu den Menschen zu begeben, sie stumm zu betrachten, die Reichen und die Notleidenden, und dann freiwillig die Armut auf sich zu nehmen. Dabei war er strenge darauf bedacht, die wenigen, mit denen er noch verkehrte, diese Wandlung nicht merken zu lassen. Viele waren es ja nicht mehr. War es ihm nicht schwer gefallen, Mary von sich wegzudrängen, so ging es mit den anderen noch viel leichter. Er kam einfach nicht mehr, hörte erst Vorwürfe, dann folgten von dem gewissen diskreten Lächeln begleitete Andeutungen. Mochten sie nur glauben, daß er sich in irgend eine große Leidenschaft verwirrt habe. Ja — dachte er, und seine Augen wurden groß und feierlich, ich bin von einer Leiden-

schaft erfüllt, ich bin auf dem rechten Wege jener Menschen, die ihr Ziel nicht kennen und die sich deswegen klein und unsichtbar machen müssen, die verschwinden wollen hinter dem Lärm, die sich still hinter die Kulissen schleichen und von dort aus einem sinnlosen, grausamen Spiel ohne Teilnahme beiwohnen. Die weder Schuld, noch Verdienst an all dem haben wollen, was sich hier auf dieser Welt Unge-rechtes und Teufliches und verächtlich Dummes und blöde Erglänzendes begibt. Die sich einfach sagen, das ist mir fremd, und an dem habe ich keinen Teil, und die sich deswegen ausgestoßen, aber nicht unglücklich fühlen. Sie können weder mit jenen halten, die sich im Glanze ergehen, noch mit denen, auf die er nie fallen wird. Denn die einen wie die anderen denken an nichts anderes, als eben an diesen Glanz, der das Ziel alles Strebens ist, der Bestrahlten und der Ausgeschlossenen. Er stand im Zwielficht und wollte weder ins Helle noch ins Dunkle. Sah, daß er, wohin er blickte, keine Genossen fand, und war in dieser Vereinsamung wie ein von etwas ganz Neuem und Unbekanntem Beglückter. Vor einem halben Jahre strebte er noch nach all diesem, was das Glück aller bildete, fühlte sich beruhigt in dem Kreise derer, die den Schmutz nur mit dem Saum ihrer Kleider streiften. Er lächelte. Vor einem Monat noch gab es Stunden, in denen ihn bitterstes Mitleid mit den Entbehrenden erfüllen konnte. Er lächelte.

Als der Sommer zu Ende ging, konnte Gregor auf drei Wochen die Stadt verlassen. Anders, als er im Frühjahr die langersehnte Reise nach Italien angetreten, fuhr er hinaus. In einem Dorfe nahm er Quartier, in den Bergen. Die wenigen Sommergäste, die dort gewohnt hatten, waren schon fortgezogen. Er war allein mit den Bauern. Das tat ihm wohl. Er wagte aufzuatmen und fand, daß ihm das schon lange gefehlt hatte. Der Tag verging ihm in weitausgedehnten Wanderungen, auf Wegen, die die Spuren harter Arbeit zeigten, die Fährten von Pferden und Ochsen und die Abdrücke breiter, großer Stiefel. Er verlor sich in die Wälder, dort, wo sie schon zu wildwachsender, ungepflegter Wirrnis wurden; er lag auf den Stoppelfeldern, die Hände unterm Kopf, und schaute zu den Wolken empor, die ihm wie neugewonnene Freunde erschienen. Er sah oft eine volle Stunde dem Pflügen zu, hörte die Worte, die der Bauer mit den Tieren wechselte, und den Tieren galt sein Blick mehr als den Menschen. Er sah, wie sie anzogen, wie sich ihre Muskeln spannten, wie sie auf den seit Menschengedenken geltenden Anruf stehen blieben, sich wieder in das Zeug legten, wie das Gebiß ihre Mäuler spannte, wie die Peitsche auf ihren Rücken knallte, und wie ihre Augen stumpf nach vorne gerichtet waren. Er dachte sich: warum hat der Mensch kein anderes Verhältnis zum Tier gefunden, das seit

Jahrtausenden uns ein Unabgeändertes, Unwandelbares verkörpert. Wir alle sind anders geworden, das Pferd leiht seine Kraft, seinen Rücken wie vor undenklichen Zeiten. Die Schmetterlinge flattern und die Vögel singen und der Wurm kriecht über den Weg, und wie viel Edles, wie viel Stärke liegt doch in dieser Standhaftigkeit, nicht anders werden zu wollen, trotz aller Mißhandlung durch den Menschen. Und wieviel Überlegenheit, wieviel unendlicher Stolz all diesen Fortschritten gegenüber, deren sich der Mensch rühmt. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Schloten der Fabriken, die Geleise der Bahnen, der Mensch durchbohrt die Berge und knattert durch die Luft. Und von den Tieren weiß jedes, seit unser Geschlecht denken kann, seinen Beruf und dessen Grenze. Nur wir sind die Verkommenen und Raftlosen, die Unseligen und Unglückbringenden. Warum verkehren wir so wenig mit den Tieren? In solchen Stunden hatte er gute Lust, sich aller Kleider zu entledigen und über die Erde zu kriechen, auf die Bäume zu klettern, sich einen Pelz wachsen zu lassen. Er wußte es, in einem Jahr wären seine Nägel lang und stark, sein Leib wäre behaart und seine Zähne scharf geworden, und er wäre ein Waldtier. Die Eidechse würde sich nicht mehr schrecken vor ihm, das Pferd würde ihn als gut Freund beschnuppern, und im Klettern nähme er es mit dem flinksten Eichkätzchen auf. O Wald, o Wiese, o ihr

verschwiegenen grünen Gründe mitten unter hundertjährigen Bäumen, seit Jahrzehnten von keines Menschen Fuß betreten, von keines Menschen Hand gesiehet, du Heimat, du duftende, betaute und verlassene, — so verlassen wie unsereins, ich fühle mich brüderlich nahe, euch Bäumen und Tieren, dir, Erde, Erde, Erde!

Des Abends saß er mit den Bauern in der niederen Stube. Er faltete mit ihnen die Hände zum Gebet, er löffelte aus ihrer Schüssel. Er hörte zu, wie langsam der Bauer mit den Knechten ins Gespräch kam, er hörte zu, wie der Bub oder die Tochter anfangen zu summen, der eine oder andere schließlich die Gitarre von der Wand hob und einen Akkord griff, und wie dann in hübschem Zusammenklang ein einfaches grobes Lied gesungen wurde. Er schloß die Augen und fühlte sich wohl. Die Thür ging auf, und ein Bauernsohn von einem Nachbarhof trat ein, sagte guten Abend, setzte sich auf die Bank, redete mit, sang mit, schaute dem Mädchel in die Augen. Aber alle waren müd, und man ging bald schlafen. Dann trat er noch vor das Haus, sah den Himmel über sich, spürte die reine, weithin hallende Stille in sich dringen und fühlte sich wohl. Da ging er oft die Dorfstraße entlang, im hartgewordenen Kot der Erde, in dem jede Wagenspur, alle Pferdetritte noch ihre scharfen Ränder hinterlassen hatten, sog mit Wollust die kalte Luft ein, die hier so

rasch den Dunst des Tages verdrängte, und hatte keinen einzigen Gedanken an das, zu dem er doch bald zurückkehren mußte. Bevor er dann in seine Kammer hinauffstieg, öffnete er noch die Türe in den Stall, hörte das Wiederkauen der Kühe, und hatte ein starkes Verlangen, die Ketten loszumachen und die Tiere in das Freie zu treiben.

Sein Aufenthalt in dem Dorf nahm ein jähes Ende. Es war ein Sonntag, und er saß am Abend eine Stunde im Wirtshaus. Alte Bauern mit Händen, denen man die Arbeit eines Lebens ansah, und junge Burschen, denen die Hand locker saß, wenn es galt, irgendwo sein Recht, sein wirkliches oder nur sein gewolltes durchzusetzen, waren um ihn und leerten die Krüge. Ihm war diese Umgebung nicht unangenehm, und er selbst störte nicht. Dann ging er nach Hause und legte sich ins grobe Bett. Die Nacht war hell, und er fand keinen Schlaf. Er hörte noch von der Straße herauf den Gesang heimziehender Bauernburschen, das Gröhlen der Betrunknen, deren Tritte und deren Verweilen. Das ging vorüber. Nach einer Viertelstunde kam aber einer zurück, knapp an das Haus, und er vernahm, wie sich dieser unten an der Bank und an der Wand zu schaffen machte. Und darauf hörte er ein leises Klirren des Fensters neben seinem Zimmer, und dann ein Flüßtern. Neben ihm schlief die Magd. Es war einer der Burschen zu ihr gestiegen. Gre-

gors Blut kochte in einer Empörung, der er nicht lange nachsann. Er hörte ein Wehren, ein halb zurückweisendes, verschämtes, ein halb lüfternes, nachgebendes, und ein in lauter werdenden, verliebten Worten zugreifendes Drängen. Also auch hier, fuhr es in ihm auf. Ob in seidenen Gewändern, ob im groben Leinenhemd, überall das Stürzen auf das Weib. Er vernahm, wie daneben etwas fiel, ihm war, als ob das kurze, stumme, verzweifelte Atmen einer, die überwältigt werden soll, zu ihm herüberdränge. Er konnte sich nicht halten, sprang aus dem Bett, die Holztreppe hinunter und trommelte an die Thür des Bauern. In drei Minuten war Lärm im Hause. Der Bauer kam herauf, ein Knecht mit ihm. Sie pochten an die versperrte Thür des Nebenzimmers, Gregor keuchte. Erst nach einigem Warten wurde aufgetan. Die Magd stand im Hemd, mit dem Kerzenlicht in der Hand, in der Thür, mit bösen Augen. Das Zimmer war leer. Zwei Tage darauf sagte ihm der Bauer, daß er nicht bleiben könne, wenn ihm seine geraden Glieder lieb wären. Die Burschen des ganzen Dorfes hätten es auf ihn abgesehen. Die Magd hatte ihn die zwei Tage mit Blicken angesehen, die das Verächtlichste ausdrückten, das sich vorstellen ließ. Gregor packte seine Sachen und fuhr heim. Er war nicht unglücklich, aber er fühlte sich in seinen edelsten Absichten und Gedanken verkannt. Bei diesen Menschen hatte

er sich noch Ziel und Zukunft denken können, und bei diesen war ihm die Hoffnung emporgewachsen, daß es sein Los nicht sein werde, für immer allein und einsam zu bleiben.

In der Stadt war ihm von Tag zu Tag die Bestimmung klarer, die Menschen nicht gehen zu lassen, wie sie waren, sondern sie anzurufen, sich zu besinnen, sich das Glück der Armut und Schlichtheit zu erwerben. Werdet wie die Tiere des Waldes, legt Tand und Eitelkeit ab, vermählt euch mit der Erde, mit Baum und Gras und Wolke! Und er fing wieder an, dorthin zu gehen, wo viele Menschen waren. Er besuchte Theater, folgte aber nicht den Vorgängen auf der Bühne, sondern sah nur um sich. Sah gelangweilte, gierige, satte, hungrige Gesichter, und hatte unendliches, wehes Erbarmen mit all dieser Unruhe, die aus Hunderten von Anklagen sich in einer einzigen verzerrten Frage vereinte. In den Pausen hörte er die Gespräche der um ihn Sitzenden. Sie entsetzten ihn. Um welche Unmöglichkeiten drehten sich diese Worte, die noch dazu falsch waren und verlogen, in welcher Unnatur wanden sich diese Menschen, die alle ihr Gesicht dem abgewandt hatten, was ihr Glück hätte sein sollen, was ihnen den Frieden und die seligste Ruhe hätte geben können. Nach dem Schluß stand er vor dem Theatergebäude und beobachtete, wie sich die Menge aus den Ausgängen drängte, sah die Frauen in den Abendmän-

teln, mit geröteten Wangen und widerlich blißenden Augen, sah Zylinder auf die zermarterten Köpfe der Männer gestülpt, die den Tag über in zweckloser Unrast sich geheßt und ermüdet hatten. Und er ging kopfschüttelnd nach Hause. Das konnte doch nicht das Rechte sein! Er grübelte darüber nach, woher das käme, daß da Tausende und Tausende dasselbe Unsinnige täten, einer es dem anderen nachmache, daß gar kein Unterschied mehr war unter den Menschen, und er kam zu keinem Ende. Und wenn er, wie er es oft that, an den Thoren von Fabriken und Werkstätten stand, und die Arbeiter, abgemüdet und schlaff, in dicken Strahlen herauskamen und sich in die Gassen theilten, hatte er keinen anderen Gedanken, als den: die alle sehnen sich danach, so zu leben, wie die mit den aufgestülpten Zylindern. Die einen haben es erreicht, die anderen wollen es erlangen. Es ist derselbe Weg, nur gehen diese hinten, und jene vorne, und der wahre Weg führt doch ganz anderswo.

Als es November war, litt Gregor stark unter der Sehnsucht nach den Stoppelfeldern und der herben Herrlichkeit der Wälder, in denen er im September umhergeirrt war, mit der großen Freude des Entdeckers und Erlösers. Könnte er doch Erlösung bringen, sich selbst und mit sich einem Heer von Mitmenschen! Der Gedanke verließ ihn nicht. Wir müssen arm und nackt werden wie die Tiere, wir

müssen die Städte niederreißen und uns in die Einsamkeit flüchten, die Erde bietet uns unendlichen Raum, sie nimmt uns mütterlich in die Arme, wo immer wir sie umfassen wollen. Er ging verstört durch die Gassen, etwas Unerfülltes und Ungetanes drückte ihn schwer auf der Seele. War es nicht Sünde, daß er schwieg, wo er reden, wo er die gesamte Menschheit rütteln sollte, einzuhalten in dem Wahnwitz, von dem sie gejagt wurde durch Jahre und Jahrhunderte. Er nahm wieder an stillen Abenden die Bibel zur Hand, und jedes Wort klebte an ihm. Je länger er las, desto klarer wurde es ihm, daß ihm ein Beruf obliege. Im Sommer noch hätte er sich damit begnügt, selbst für sich anders zu sein, sich abzuwenden von dem falschen Glanz alles dessen, was seinen Mitmenschen als begehrenswert erschien. Aber das genügte doch nicht. Er mußte sein Wissen hinaustragen, um glücklich sein zu können, und er durfte damit nicht länger säumen. Mit jedem Tag war ein Tag besserer Zukunft verloren, jeder Tag, der ungeändert verstrich, brannte auf seiner Seele.

Gregor hatte Furcht, wenn er allein war. Er konnte die Abende nicht mehr in seinem engen Zimmer im vierten Stock verbringen. Er mußte Menschen um sich haben, möglichst viele. Es trieb ihn in die vollen Straßen und in große, hell erleuchtete Säle, wo sich alle Eitelkeit und Nichtigkeit der Welt sehen lassen konnte. Abgründiger Haß und schmerz-

lichstes Mitleid wechselten in ihm wie Kälte und Hitze. Oft dachte er sich, jezt, jezt und jezt muß das Große eintreten, steht mir denn niemand bei, kommt mir kein Mensch, kein Gott, kein Heiliger zu Hilfe! Die Stunden rinnen, und alles weilt am alten Fleck. Eines Abends saß er in einem großen Konzert, in einem Saale, der von fast tausend Menschen gefüllt war. Es flimmerte ihm vor den Augen. Die Kleider rauschten, und die Lichter spiegelten sich in blanken Nacken, ein Brausen der Stimmen war um ihn, und Düfte, die allen möglichen Blumen gestohlen waren, umschwebten ihn. Neben ihm in der Loge saß ein Herr im Frack und eine Frau in prunkvoller Toilette. Ihr Arm, die natürliche Färbung blaß verpudert, lag auf der Brüstung, die Finger, an denen große Ringe blühten, spielten mit dem Orgnon. Die beiden sprachen wenig, er war müde, sie erregt. Ihre Augen gingen unruhig im Saal umher. Die Instrumente wurden gestimmt. Ein berühmter Dirigent erschien, tausend Hände klatschten. Gregor sah, wie am Pult sich ein Frack und eine weiße Hemdbrust nach allen Seiten verbeugten. Dann klopfte ein Taktstock. Mit einem Male ward es in dem weiten hohen Saale still, und es begann eine Symphonie. Nach wenigen Taktten fühlte Gregor Jörn und Erregung in sich aufsteigen. Er haßte die Musik. Dieses Entgegenrauschen der Töne sollte all diese, die sich jezt auf ihren Sitzen zurechtgerückt hat-

ten, doch nur einlullen, sollte ihr Gehör taub machen für das Wichtige, das Einzige, das sie hören sollten. In allen Farben taumelte es vor ihm, frisierte Köpfe, halbnackte Brüste, ein Gewimmel von Augen . . . ha, jetzt hätte ich euch alle, triumphierte er, jetzt hätte ich euch alle in einem Käfig, jetzt entkommt ihr mir nicht! Und die Gewalt des Dirigenten drunten, der euer Gehör bannt, liegt tausendfach stärker in mir. Er ist Fleisch von eurem Fleisch, er ist kein Überwinder, er ist kein Sieger, der werde ich sein, — nur Zeit, nur ein paar Minuten Zeit noch. Der erste Satz war zu Ende. Vereinzeltes Klatschen. Aber das Orchester rüstete sich schon zum zweiten. Gregor wurde unruhig. Zu dem durfte es nicht kommen. Er rückte auf seinem Stuhl, die Kniee zitterten ihm, seine Lippen bewegten sich. Gerade als der Dirigent mit seinem Stab klopfen wollte, stand Gregor auf, beugte sich über die Logenbrüstung, und nachdem sich ein keuchender, unartikulierter Schrei von seinem Munde gelöst hatte, begann er Worte herauszustößen, die ihm eine Erlösung aus wochenlanger Pein dünkten: „Ihr Armen, ihr Verblendeten, ihr Unseligen, hört doch, hört mich, endlich, endlich hört mich! Werfet alles ab, brennt eure Häuser nieder, wandert hinaus zu den Tieren — —“ Er kam nicht weiter. Die Dame neben ihm war entsetzt aufgesprungen, der Herr hatte den Arm zum Schlag erhoben, nach wenigen Augenblicken wurde

die Logentür aufgerissen, und ein hochgewachsener, kräftiger Diener zerrte, als ob er einen Mörder wehrlos machen mußte, Gregor von der Brüstung zurück in den Hintergrund. Ein zweiter Diener, ein dritter waren aus dem Boden gewachsen, man schob und zog und stieß ihn hinaus. Gregor hatte ein beseligtes, befreiendes Lächeln auf dem Gesicht und sprach weiter. Aber er schrie nicht mehr, sondern flüsterte oder bewegte die Lippen, ohne daß ein Ton hörbar war. Seine Brust ging stark auf und ab. Er wurde eine Treppe hinabgeführt, links und rechts festgehalten, ein Polizeibeamter kam entgegenge-
stürzt, der diensthabende Arzt hinter ihm. Drinnen im Saal begann der zweite Satz.

Der gekreuzigte Don Juan

Auf einem Berg, der Golgatha sein könnte, erhebt sich ein grobgezimmertes Kreuz, fest in den dürren, graslosen Boden gerammt. Daran ist ein Mann gebunden. Er hat die erste Jugend hinter sich, in seinem glatten Gesicht ziehen sich manche Falten, das Haar des Hauptes ist zurückgetreten und gibt eine hohe, wohlgeformte Stirne frei. Der Mann am Kreuz trägt tadellose Gesellschaftstoilette, Frack, weiße Weste, Lackschuhe, seidene bunte Strümpfe. Die rechte Hand steckt sogar noch im Handschuh, die linke, am Gelenk von groben Stricken an das Querholz gebunden, hängt schlaff nieder. Sie mag in natürlichem Zustand schlank und von vornehmer Blässe sein. Jetzt ist sie rot, dick aufgequollen von dem sich stauenden Blut. Das Kreuz ist von einem Gewirr weiblicher Gestalten umringt. Eine junge Frau, deren Schönheit nur durch den Ausdruck unfagbaren Hasses verzerrt und verunstaltet ist, schnürt den Strick um seinen rechten Arm mit teuflischer Freude enger. Eine andere wendet sich zum Gehen und blickt noch verächtlich und voll grausamen Hohnes auf den Gekreuzigten. Eine dritte, in Ball-

toilette, mit tiefem Dekolleté, rafft das Kleid, das im Sande schleppen würde, und spuckt dem Wehrlosen mitten ins Gesicht. Eine vierte, Engelsdemut und eine Welt von Schmerzen im Antlitz, streckt ihren Kopf zu der herabhängenden Hand des linken Armes und küßt sie in heißer Inbrunst, die von Erinnerung und Vergessen erfüllt ist. Zu Füßen des Mannes kauert ein junges Weib, völlig nackt, mit aufgelöstem Haar, und umklammert das Kreuzholz und die aneinandergepreßten, verschnürten Füße, so als ob ihr dies alles nun endlich allein und für immer gehören würde. Über die Kauernde hinweg erhebt sich ein schlanker Arm mit zurückfallendem weitem Ärmel empor, um dieses gepeinigete Haupt noch zu liebkosen. Und den Berg herauf schreiten, eilen neue Gestalten, alle auf das Kreuz als ein ersehntes Ziel blickend. In den Augen der einen leuchtet Sehnsucht, in denen der anderen lodert der Haß, die Rache, die Vorfreude an dem Schauspiel, das sie wenige Sekunden später sehen werden. Der Gekreuzigte selbst blickt schmerzlich und etwas spöttisch auf die Menschen ringsum. Man weiß nicht: schmerzen ihn die Mißhandlungen mehr als die Liebkosungen; wünscht er herabzusteigen und sich den Weg zwischen all den drängenden Leibern hindurch wieder in die Welt hinab zu bahnen, oder findet er sich in sein Loß als in ein unabwendbares, gleichviel ob es verdient oder ungerecht ist.

Kamillo saß in dem tiefen, breitarmigen Stuhl vor seinem Tisch und starrte zu diesem Bild hinüber, das auf einer Staffelei schräg zum Fenster stand, durch das das Licht des zu Ende gehenden Nachmittags fiel. Aus den Gedanken, die ihn unruhvoll bewegten, formte sich schließlich dieser: den Maler möchte ich kennen, der diesen Gekreuzigten geschaffen und dies Bild einfach ‚Don Juan‘ genannt hat. Es muß ein Selbstporträt sein, in Stunden des tiefsten Erkennens gemalt, in denen man sich über Schmerz und Freude des Erlebens hinausgehoben fühlt und nur mehr wunschlos hinunterblickt auf die Welt durch die man gegangen, die man gestreift hat. Mehr als ein Streifen ist es ja nicht. Du bist ein armer Teufel, Don Juan!

— Nein, ich bin ein Glücklicher, auch wenn ich jetzt zerschunden und zerbeult am Holze hänge. Ich bin ein Glücklicher, hörst du, und ich war mir nie unklar über den Preis, den ich für mein Glück einst werde zahlen müssen. Ich habe gelebt, und kein Jahr war ein vergeudetes, keine Woche war liebeleer. Ich wühlte im Schönen, und die Wärme von tausend Küssen und Umschlingungen hat meinen Leib auch in dieser Stunde noch nicht erkalten lassen.

Du bist ein armer Teufel, sagte Kamillo nochmals. Du bist ja gar nicht der dämonische Verführer, der du sein willst, du bist der Schwächling und

Verführte, mehr als deine Opfer. Du hast dein Bestes zersplittert und verstreut, — — so wie ich. Ramillo schloß die Augen. Je länger er auf dies Bild starrte, desto bekannter und vertrauter wurden ihm die Gesichter dieser Frauen und Mädchen, die sich um das Kreuz drängten, desto anklagender, verwünschender, flehender wurden diese Augen, die sich alle in das blasse Antlitz des Mannes bohrten, und er fühlte sich selbst an das Kreuz gebunden, dafür, daß er verstummt war, als man von ihm Rechenschaft verlangte. Aber er empörte sich. Rechenschaft worüber? Hatte ihn all das, was man Liebe nannte, noch nicht genug gequält und zermartert, als daß er noch Rechenschaft ablegen mußte? War er nicht von jeder ärmer zurückgekommen als er zu ihr gegangen war, hatte nicht jede ein Stück von ihm mitgenommen? Von jener Stunde angefangen, da er sich als Sechzehnjähriger zitternd und mit angehaltenem Atem in das Dienstbotenzimmer geschlichen hatte, wo ihn zwei runde feste Arme umfingen und er faumelnd und fast weinend zum ersten Mal mit der Hingebung eines Weibes beschenkt wurde. Und das war vielleicht der einzige Fall, in dem auch die, die ihn verurteilten, es hätten gelten lassen, daß er der Verführte war und nicht sie. Nein, er war nicht der Don Juan, der sich triumphierend siegen sah. Ehe er an einem Weib zum Betrüger wurde, war er selbst schon längst früher der Betrogene gewesen,

von sich selbst, von all seinen Hoffnungen, von denen sich keine erfüllte. Er war nicht schön und nicht übermäßig galant, konnte aber beides werden, wenn in ihm das Gefühl einer Leidenschaft emporstieg und er in einer mühsam zurückgedrängten Weise um eine Frau, ein Mädchen warb. Er spielte nicht, ihm war es jedesmal ernst, als ob es um das Lebensglück ginge, und vielleicht war dies eine seiner stärksten Waffen dem Weibe gegenüber, das ja die unendlich feinere Witterung hat als der Mann. Wäre Kamillos Diskretion nicht schon beinahe unwillige Verschlossenheit gewesen, er hätte den Ruf des begehrenswerdesten Geliebten genossen. Aber niemand wußte von seinen Aventuren. In seinen Zimmern hing kein Frauenbildnis, nicht die leiseste Erinnerung an eine Vorgängerin kränkte die Frau, die ihn besuchte. Und ihm selbst war, wenn eine neue Leidenschaft ihn erfüllte, als ob alles Vergangene ungelebt, alles Frühere abgestreift wäre. Er stürzte sich in das Erlebnis, wie ein Verdürstender zum Quell, und schenkte sich verschwenderisch, gab sich rückhaltlos und ohne Bedenken. Trotzdem hatte er aber stets eine quälende Furcht vor der Stunde, in der ihn die Sehnsucht nach der Geliebten nicht mehr peinigen würde, in der er gelassen und ruhig neben ihr würde sitzen können, weder durch ihren Blick, noch durch irgend eine Bewegung ihres Armes, ihres Nackens gestört, die ihn früher erregt

und aufgewühlt hätte. Er mühte sich, diese gefürchtete Stunde bei jeder hinauszuschieben, zwang sich zu Zärtlichkeiten, wenn er auch nicht mehr liebte, und dachte sich: sie muß es doch merken, sie muß es doch sehen, wie gleichgültig sie mir ist, wie enttäuscht ich bin und mit wie leeren Händen ich vor ihr stehe. Sie muß es doch — gleich mir — empfinden, daß ich nichts mehr zu verschenken habe, daß ich ihr in dieser Zeit alles, alles gegeben, was ich hatte, und nun bettelarm bin, nicht einmal das Gefühl des Dankes aufzubringen vermag. Sie kann es doch nicht wollen, daß ich sie betrüge. Aber alle wollten es. Alle wollten es klipp und klar bewiesen haben, daß er eine andere vorzöge, und wenn er auch alle Fragen nach dieser Glücklicheren nur mit einem schmerzlichen Zucken seiner Achseln beantworten konnte, — alle waren sich dessen sicher, daß diese schon vor der Türe stand. Wenn es auch noch gar keine gab! Dann gab es Tränen und Bitten und Verwünschungen, und von dreien gab es kaum eine, die sich nicht tief entwürdigt hätte. Aber von allen erfuhr er, daß sie sich doch wieder getröstet hatten. Nach einem solchen Abschied, wenn Kamillo frei auf Erden stand und alle Fesseln von ihm abgeglitten waren, lag dumpfe, schmutzige Trauer in ihm. Er staunte über die Freunde, die leichtfüßig aus einem Verhältnis in das andere lustwandelten, und beneidete wiederum jene, die treu sein konnten.

Woran lag dies? Ist die Treue eine Eigenschaft, wie irgend eine andere, wie der Mut, der Leichtsinn, der Glaube? Konnte man sich dazu erziehen, oder war sie eine Anlage, die einem mit in die Welt gegeben wurde? Er fühlte mit Schauder, daß bei ihm die Treue noch jedesmal zur Lüge zu werden drohte, und länger als einige Tage oder kurze Wochen zu lügen, war ihm stets eine physische Unmöglichkeit gewesen. Jede Stunde der Liebe hatte er bitter bezahlt, und jede Liebkosung, die er in Sehnsucht empfangen, wurde reichlich aufgewogen durch die Qual jener, die er dann unverlangt und ungewünscht erhielt. Er konnte den schmerzlich spöttischen und hilflosen Zug, der sich um die zusammengepreßten Lippen des Gekreuzigten drüben kräufelte, gut verstehen. Die Liebkosungen stachen ihm noch tiefer und weher in das Fleisch, als die Mißhandlungen, die er von all diesen ihm gleichgültig Gewordenen erlitt.

Kamillo kannte nur eine, eine einzige, die es nicht klipp und klar bewiesen haben wollte, daß er sie bald betrügen werde. Die auch, wenn er an Stelle jenes Mannes im Frack am Kreuze hinge, nicht über den Berg geschritten käme. Weder um ihm zu helfen, noch um sich an seinen Qualen zu weiden und sich mit den übrigen Betrogenen gemein zu machen. Diese eine war in derselben Stunde gegangen, da sich in ihm der erste Zweifel gerührt

hatte, ob er auch diese einmal werde nicht lieben können. Es war nur ein ganz leiser, halber, sich zage in das Bewußtsein tastender Gedanke, der schon in demselben Augenblicke zurückgewiesen wurde. Aber doch war es wohl jener Augenblick, in dem wir auf einem Höhepunkt zu stehen glauben, von dem kein Weg mehr nach aufwärts führt. Wir können dort wohl verweilen, denken wir, manche ein ganzes Leben lang, aber jeder Schritt geht der Tiefe zu. In jene, aus der wir emporgestiegen, oder in die unbekannte, die vor uns liegt. Und das Mädchen, das Hedda hieß, war in dieser entscheidenden Stunde von ihm gegangen und nicht mehr zurückgekehrt. Hatte allen Bitten nur ein starres Nein entgegengestellt. Vielleicht wäre gerade sie jene gewesen, die er überhaupt nie betrogen, der er endlich jenes Gefühl der Treue dargebracht hätte, das doch irgendwo in ihm schlummern mußte, und nach dessen Erwachen er nicht geringere Sehnsucht hatte, als nach dem Mysterium des Weiblichen. Denn als sie gegangen, war auch dieser leise Zweifel, daß er sie einmal werde verlassen können, für immer verschwunden. Aber ebenso gut konnte sie recht gehabt haben, als sie ihm sagte: „Ich gehe, weil ich weiß, daß du mich nicht mehr lieben wirst. Nicht jetzt, aber bald. Und das will ich neben dir nicht erleben.“ Diese, die also wußte, welchen Wandlungen die Liebe unterworfen ist, wäre schon

deswegen eine Gefährtin fürs Leben gewesen. Aber sie hatte es mit starkem Willen abgelehnt, und so war sie nur zur Gefährtin seiner Gedanken geworden und füllte diese immer stärker in den Pausen zwischen einem häßlichen Abschied und einem verheißenden Beginnen aus.

Vor diesem Bilde des Gekreuzigten, das sich brennend in seine Sinne grub, trotzdem er die Augen geschlossen hatte, gelobte sich nun Kamillo, Hedda treu zu sein. Er wollte um sie werben, ohne daß sie davon erfahren konnte, er wollte nun ihr Gedächtnis reinhalten und sich selbst Buße auferlegen. Er wußte ja nicht einmal, ob sie ihn nicht mit dem tiefsten Weh im Herzen verlassen hatte. Denn Hedda war von jener Art, treu durchs Leben zu bleiben, während er von den anderen doch nur früher gegangen war, als sie ihn selbst hatten verlassen wollen. Sie ist die einzige, die mich als Verführer anklagen darf, sie ist die einzige, die mich kreuzigen darf, — und von ihr weiß ich nicht, wo sie ist, weiß ich nicht einmal, ob sie lebt. So dumm ist das Leben, so roh, so eklig bis zum Überdruß.

. . . Es klingelte. Kamillo fuhr zusammen und machte Licht. Das Bild am Fenster war samt der Staffelei verschwunden, das Dunkel verkroch sich in die Winkel. Er zog die Uhr. Halb sechs. Er strich sich über die Augen und besann sich langsam. Es stimmte. Das war Anne Lise, Anne Lise . . . ja,

das war die junge Frau, die so sehr nach Abenteuern lechzte, daß sie wohl jedem, der sich bemühte, in die Arme gefallen wäre. Seine Liebenswürdigkeiten, mit denen er vor vierzehn Tagen begonnen, hatte sie mit solch kindlicher, ehrlicher Freude aufgenommen und sie stets wieder aufs neue herausgefordert, daß er sich, schon um nicht als lebensfremder Junge vor ihr zu stehen, verpflichtet fühlte, sie zu einem Besuche einzuladen. Er hatte einen Augenblick gehofft, ihre Entrüstung würde echter sein, als sie es dann wirklich war. Anne Lise war nur in jenem Maße entrüstet, daß eine etwas dringlichere Einladung erwartete. Und als er diese Erwartung nicht enttäuschte, mußte Kamillo — eher betrübt, als beseligt — annehmen, daß sie ihm Hoffnung mache. Vor drei Tagen war sie das erste Mal bei ihm gewesen, und es war eine peinliche und unangenehme Stunde, denn Kamillo hatte sich fest vorgenommen, sie nicht zu berühren. Anne Lise trippelte im Zimmer umher, wunderte sich, daß es hier so ernst und nüchtern ausah, daß nirgends Andenken an vergangene Liebesstunden zu sehen waren, und harrte nun der Dinge, die sich da erfüllen sollten. Aber Kamillo führte seinen Vorsatz aus, indem er ihre schwache Abwehr ernst nahm und nach den ersten, mehr einladenden, als abschreckenden Zurückweisungen keinen Versuch mehr machte, zu dem Ziel zu gelangen, dessentwegen Anne Lise doch gekommen

war. Solange sie in seinem Zimmer weilte, brachte er das verlegene Gefühl nicht los, von ihr mit allen möglichen unausgesprochenen Schmähworten beworfen zu werden. Als er sie aber endlich hinausgeleitet hatte, überkam ihn eine wahre Genugthuung, standhaft geblieben zu sein. Anne Lise mußte aber doch wohl ein starkes Verlangen nach ihm gehabt haben. Denn sie war ebenso unnachgiebig, als er standhaft, und auf seine am Schlusse dieses ersten, ergebnislosen Besuches leise vorgebrachte Bitte, sie möge wiederkommen, hatte sie mit einem etwas beleidigten, gleichzeitig aber auch immerhin verheißenden „Vielleicht!“ geantwortet. Und nun klingelte es zum zweiten Mal. Kamillo ward unruhig, blieb dabei aber doch fest entschlossen, nicht zu öffnen. Es mußte endlich einmal Schluß gemacht werden, denn es war doch schon zum Weinen traurig, wie leicht und mit wie geringen Künften er sich verführen ließ. Er hatte plötzlich wieder das Bild des gekreuzigten Don Juan vor sich, wie es sich in der dämmernden Nachmittagsstunde vor ihm erhoben hatte, und sah in der Menge der Gestalten auch das verzerrte Gesicht Anne Lises, wie es in einem weinerlichen, ohnmächtigen Zorne sich zu ihm wandte. Blißschnell verschwand das Bild, und Hedda stand vor ihm und sagte ihm Lebewohl für immer. In ihrem klugen, feinen Antlitz lag Bitterkeit und Hoffnungslosigkeit, und als sie ihm die Hand reichte, gingen ihre Blicke

über ihn hinweg. Hedda, du Geliebteste, du sehnfüchtig, in Qualen Gerufene, . . . warum bleibst du ferne, Hedda! Da klingelte es, schon ungeduldig und stürmisch, ein drittes Mal. Kamillo sprang auf und eilte ins Vorzimmer. Sein einziger Gedanke, wie er diese paar hastigen raschen Schritte machte, als ob er zu spät kommen könnte, war nur: jetzt muß ich, weil ich nicht gleich das erste Mal öffnete, auch noch irgend eine dumme Entschuldigung vorbringen.

Einsamkeit

Martin Thoz, der ein nicht unbegabter Maler war, sich aber schon seit einiger Zeit einem tatenlosen Müßiggang hingab, war verschwunden. Wie man nachträglich feststellen konnte, hatte er die Stadt nach einem Abend verlassen, den er im Kreise einiger Freunde zubrachte. Man wunderte sich damals, daß Martin so aufgeräumt, ja fast gesprächig war, da er doch sonst, und besonders in den letzten Wochen, zu den Schweigsamsten gehörte. Um zehn Uhr hatte er sich von den Freunden mit dem Bemerkten verabschiedet, er habe noch eine andere Verabredung, und tatsächlich wurde er eine halbe Stunde später — wie man auch erst nachträglich durch Umfragen in Erfahrung brachte, — in einem Ringstraßencafé von einem flüchtig Bekannten in Gesellschaft einer Dame gesehen, von der man wußte, daß sie zu dem Maler schon längere Zeit in irgend welcher Beziehung stand. Weder da, noch dort hatte Martins Benehmen etwas Auffälliges oder Sonderbares, aus dem man eine Ursache für sein plötzliches Verschwinden hätte ziehen können. All dies stellte man erst etliche Monate später fest. Als wenige Tage nach

jenem Abende ein Freund in Martins Wohnung erschienen war, erhielt er die Auskunft, daß er seine zwei Zimmer gekündigt habe und — unbekannt, wohin — abgereist sei. Das war nichts Merkwürdiges. Denn man stand im Frühsommer, und die sommerlichen Monate verbrachte Martin jedesmal außerhalb der Stadt, auf Reisen, an der See oder in den Bergen. Auch daß er davon niemandem etwas mitgeteilt hatte, fiel nicht weiter auf. Er war nicht zum ersten Mal einem plötzlichen Entschlusse gefolgt. Erst im Spätherbst, als Martin weder zu sehen war, noch irgend eine Kunde von ihm eintraf, wurde man unruhig und forschte nach, ohne daß man etwas erfahren hätte. Einer von seinen Freunden, der ihm näher als die übrigen stand, unternahm es sogar, nach jener Dame zu suchen, mit der Martin an dem letzten Abend gesehen worden war, erhielt aber, als er endlich deren Namen erfahren und sich brieflich an sie gewandt hatte, eine sehr förmliche, kühle Antwort, in der nur kurz mitgeteilt wurde, daß ihr der Aufenthalt des Malers unbekannt sei.

Das war derselbe Freund, an den, als es schon gegen Weihnachten ging, eine Karte aus einer kleinen mitteldeutschen Stadt eintraf, auf der Martin Thofz in wenigen Worten sagte, daß er sich wohlbefinde. Martin hatte aber diese Zeilen in einer Stunde geschrieben, in der es um sein Wohlbefinden viel schlechter stand, als er dem Freunde vorlog. In

einer Stunde der Reue, der peinigenden Hilflosigkeit und Selbstqual, des beschämenden Zweifels, ob er nicht zurückkehren solle. Ein halbes Jahr war nun fast vergangen, seitdem er den lange überdachten Entschluß ausgeführt hatte: seinem bisherigen Leben eine völlig andere Richtung zu geben, die gewohnten Menschen und die gewohnte Umgebung zu verlassen und einsam zu werden. Im Sommer hatte er viele Wochen lang die Berge durchwandert, hatte in Hütten und Alpen genächtigt, mit den ersten Sonnenstrahlen schon aus dem harten Bett in den frischen Morgen hinaus, bergansteigend oder in ein Tal hinunterschreitend, das ihn auf der anderen Seite wieder in die Höhe führte. Dieses Wanderleben, das er bis tief in den Herbst hinein fortsetzte, schuf ihm starke Befriedigung. Er wurde wieder der Kräfte seines Körpers bewußt, und noch spät im Oktober tauchte er seine Glieder an südlichem Strand in das kalte Wasser, schnitten seine braungebräunten Arme durch grüne Wellen. Der Winter war gekommen, und Martin hatte sich gegen Norden gewandt. Das Gefühl des Allein-in-der-Weltseins hatte ihn ganz ausgefüllt und drohte ihm gefährlich zu werden. Monatelang hatte er mit keinem Menschen mehr gesprochen, als eine kurze Frage oder Antwort beanspruchte. Nun saß er an dem Abend, da er die wenigen Zeilen an seinen Freund schrieb, in einer kleinen, stillen Stadt, die

er schon am nächsten Morgen verlassen wollte, da sie ihn zu beängstigen, zu drücken begann. Die Wirtschaft, die er in dämmernder Stunde aufgesucht hatte, sammelte des Abends die Bürger der Stadt, die hier ihren Schoppen tranken, ihre Pfeife, ihre Zigarren rauchten, ihre Sorgen erzählten und ihre Meinungen austauschten. Martin saß allein an einem kleinen Tisch des sich mit Rauch und Dunst füllenden Zimmers. Ruhige, gelassene Worte drangen an sein Ohr, das, wie alle seine Sinne, sich in den letzten Monaten geschärft und verfeinert hatte. Und er fing jedes Wort auf, als ob es persönlich an ihn gerichtet wäre, er blickte neidvoll zu den Männern hinüber, die dort, müde vom Tag, ihrer Ruhe genossen, zu Hause Weib und Kind und Arbeit wußten und ihren Weg bis zur letzten Stunde wohlgeordnet und ohne Krümmungen, wohl auch ohne Steigungen wählten. Zum ersten Mal geschah es ihm, daß er mit bitterem Neid auf solche Männer blickte, um die er sich niemals sonst gekümmert hatte. Viele Jahre hatte er zugebracht, wie viele andere, nicht unbemittelte Menschen seines Alters. Alles, was den Gang eines Lebens ausmacht, war auch sein eigen gewesen: der Ehrgeiz der Jugend, das langsam werdende Tempo des Mannes, Genüsse und Überdrüß. All seine Erlebnisse und Erfahrungen wurden aber immer mehr von einem kritischen Beisatz vermengt, der sie auf ihre Werte prüfte und

diese von einer lächerlichen Kleinheit fand. Er konnte sich nicht den Vorwurf machen, daß er etwa untätiger, zweckloser lebte als der Durchschnitt der Menschheit. Im Gegenteil, auch einem strengen Blick mußte sein Leben reicher, fruchtbarer und bedeutungsvoller erscheinen, als das vieler anderer, die aus der Notwendigkeit, arbeiten zu müssen, den falschen, verlogenen Schluß zogen, daß man lebe, um zu arbeiten. Wenn er ein Bild vollendet hatte, war er sich stets bewußt, ganz gleicherweise ein Stück Arbeit fertig gebracht zu haben, wie der Schuster, der ihm ein Paar Stiefel lieferte, wie der Richter, der einen Strolch einen Monat in das Loch sperrte, oder der Leutnant, der den ganzen Vormittag seine Mannschaft Gewehrgriffe üben ließ, achtete also sein Werk ganz gleichstehend mit den sozial anerkannten Leistungen. Aber wozu dies alles: Gewehrgriffe, Stiefel und Bilder? Es gibt Menschen, die ohne diese Dinge und ohne tausend andere leben, deren Notwendigkeit für unsere Gesellschaft außer Zweifel steht. Wenn er im Kreise vertrauter Freunde solche Gedanken äußerte, lachte man und fand, daß Martin Thoz ein geistreicher Spötter sei. Niemand ahnte, wie bitter ernst es ihm war, wie schmerzlich in ihm sich eine Leere breitete, die er nicht auszufüllen vermochte. Mit der Arbeit nicht, mit den Menschen nicht. In solchen Stunden überkam ihn namenlose Angst vor einer Zeit, in der er

nichts anderes sein werde, als ein bloßes Organ zweckloser animalischer Tätigkeiten. Daß er dann nur das Schicksal von Millionen Menschen teilen würde, die sich von einem solchen Zustand ganz und gar nicht bedrückt fühlen, konnte ihn nicht trösten. Die Erinnerungen an viele Erlebnisse zurückliegender Jahre begannen, ihm quälend zu werden. Wie vieles hatte er versäumt, wie vieles hatte er achtlos seinen Händen entgleiten lassen, war an Erfolgen vorbeigegangen, als sie ihm noch erstrebenswert erschienen, hatte Menschen verlassen, die es wert gewesen wären, sie festzuhalten. Oft dachte er darüber nach, warum er zu keinem der weiblichen Wesen, die seinen Weg gekreuzt und ihn ein Stück begleitet hatten, gesagt hatte, bleib bei mir. Warum er sich jedesmal dachte, die Nächste werde es sein, die seine Sehnsucht zum Schweigen bringen werde. Bis sich in ihm schließlich das Bild einer Gefährtin gestaltete, die es wahrscheinlich gar nicht gab. Von der einen zur andern schleppte er Erinnerungen mit und die Qualen des Nichtvergessenkönnens. Und wäre oft in seinen verlassensten Stunden glücklich gewesen, wenn die Mindeste, die Letzte, die Vernachlässigste aller jener, die sich ihm und denen er sich selbst gegeben, an seiner Seite gestanden, seine Trostlosigkeit mit ihrem Atem, seine Stille mit ihren Worten gefüllt hätte. Er zählte sich nicht zu jenen, die Versäumtes nachholen können, und sah

sich mit Schrecken auf einer Bahn, die jäh nach abwärts führte. In diesem Zustand hatte er den Entschluß gefaßt, sich durch Einsamkeit zu läutern, in ihr sich über eine Kluft zu schwingen, die ja wohl im Leben vieler Menschen sich plötzlich öffnet und überbrückt sein will.

Und saß jetzt inmitten fremder Leute, einsamer denn je, einsamer, als er es in verlassener Bergwildnis war, wo er stundenlang gehen konnte, ohne daß ihm Lebendes begegnet wäre, und nur der Schrei eines hochziehenden Vogels durch feierliche Stille brach. Nichts verband ihn mit jenen, die drüben saßen und von denen jeder für sich den Mittelpunkt eines kleinen Kreises bildete, die sich alle beschieden mit dem Loß, das ihnen zuteil geworden. War nicht alles dies, was ihn Monate hindurch nicht zur Ruhe kommen ließ, lächerliche Überhebung, Großtuerei sich selbst gegenüber, ein Anders-fein-Wollen, dem das Können mangelte? Vielleicht, noch konnte er sich keine Rechenschaft geben.

Aber an diesem Abend, da er, zerrissen und haltlos, an die Welt, aus der er geflüchtet, ein Zeichen gegeben, das ein falsches war, — an diesem Abend, als sich die Bürger um ihn schwer und bedächtig von ihren Stühlen erhoben und den Weg nach ihrem Heim angetreten hatten, und er schließlich mit einer schläfrigen, gähnenden Kellnerin allein in der kühl werdenden, qualmigen Gaststube saß, kam es ihm

wie ein rettender Gedanke: du mußt von neuem beginnen, von neuem und von ganz kleinem! Du mußt die Menschen wieder anders ansehen und das Leben als etwas, mit dem man sich abzuquälen und abzuforgen hat. Er war ganz beglückt von diesem Einfall, und als das Mädchen zu ihm trat, sein leeres Glas nahm und ihm müde ein volles brachte, dankte er und lud sie ein, sie möge sich doch eine Weile zu ihm setzen. Es war ein starkes, rotwangiges, grobknochiges Frauenzimmer, mit großen Händen, fest und breit, fast wie ein Tier zu sehen. Gesund über alle Maßen, dachte er sich, von einer Rasse, die ein Duzend Kinder in die Welt bringen kann. Das Mädchen setzte sich gerne zu ihm, trank einen Schluck, und Martin begann zu sprechen, verwundert über seine eigene Stimme, deren Klang ihm beinahe fremd geworden war. Die Worte drehten sich natürlich um das Einfachste und Nächstliegende, das allen Menschen gemeinsam ist, um Arbeit und Vergnügen, da man nicht lange über das schlechte Novemberwetter reden konnte. Aber vom einen kam man zum anderen, zu seinem großen Staunen war bald ein ungezwungenes Gespräch im Gange, das nur ungern unterbrochen wurde, als noch ein später Gast kam, den das Mädchen bedienen mußte, um dann gleich wieder zu ihm zurückzukehren. Seine Schläfrigkeit hatte es ganz überwunden, es wurde munter und mittheilsam, erzählte ihm von seiner

Heimat, von der vielen Arbeit, die im Hause zu machen war, schließlich brachte er auch heraus, wer ihr Liebster war und daß sie gar nicht mehr lange zu warten hätte, bis dieser sie heimführen könne. Es war spät, als Martin aufbrach.

Also so beginnt das neue Leben dachte er, und diese schlichte, grobe Magd mit ihren einfachen, natürlichen Instinkten, mit ihren hart gearbeiteten Händen, ihren unverdorbenen Sinnen und bescheidenen Plänen, mußte ihn, den Klugen, schmerzlich Erfahrenen und weit Gewanderten den Wert des Lebens lehren. Er lächelte, wurde aber gleich darauf sehr ernst. Er hatte eine gute Nacht, schlief tief und lange und erwachte wunderbar erfrischt. Am selben Tage verließ er die Stadt, so wie er es vorgehabt hatte.

Zwei Wochen später saß Martin in einem angenehm erwärmten Zimmer, der Tag neigte sich dem Ende, seine Augen gingen durch das Fenster und ruhten auf alten Schindeldächern, auf einem Stückchen grauen, dunkelroten Himmels, auf kleinen Rauchsäulen, die aus berußten Kaminen schwebten. Bedächtig zeichnete sein Blick dies kleine Bild im Fensterrahmen nach, und er verließ es erst, als eine helle, jugendliche Stimme zu ihm drang: „Und dann?“ Nun hatte er wirklich ganz vergessen, wo er war; daß ein fragendes Kinderaugenpaar gespannt zu seinem Gesicht aufschaute, daß ein Knabe an seine Kniee lehnte, und über dessen weiches Haar

seine Hand liebkosend auf und nieder strich; daß er eines der Märchen, die er noch wußte, langsam und wahrscheinlich recht geheimnißvoll erzählt hatte, er ahnte kaum mehr, welches. Der Kleine wiederholte ungeduldig seine Frage. Aber ehe er sich noch auf eine befriedigende Antwort besinnen konnte, tat sich die Tür auf, ein Lichtschimmer fiel in das dämmernde Zimmer, ein Mädchen mit der Lampe in der Hand trat herein und sagte: „Peterl, du sollst zum Vater kommen.“ Peter zog erst ein mißmutiges Gesicht und zögerte, ob er sich vom Märchen-erzähler trennen solle, stapfte aber dann doch langsam, immer noch ein wenig widerstrebend, hinaus. Stefana stellte die Lampe auf den Tisch und machte sich daran, die Vorhänge herabzulassen. Sie mochte etwa zwanzig Jahre zählen, ihre Gestalt war schlank und geschmeidig, ihr Gesicht, das von lichten, fast weißen Haaren umfaßt war, unschön und reizlos. Aber ihre Stimme klang weich und gütig.

Hier war er also gelandet. Die Eltern dieses Mädchens hatten ihm dies Zimmer vermietet. Winzenz Schweglein besaß im Erdgeschoß, zwei Stockwerke tiefer, einen Kaufladen mit Papierwaren und rückwärts in den Hof hinaus eine Buchbinderwerkstätte. Das Haus war alt und stand schon gut seine zweihundert Jahre. Die Mauern waren dick, die Gänge dunkel, die Treppen eng, die Zimmer niedrig und groß. Man fühlte sich in ihnen wohlgeborgen.

Durch die Dicke dieser Wände drang nicht so leicht etwas von draußen. Martin begann zu verstehen, was es heiße, ein Heim zu haben, eine Reihe solcher sorgsam gemauertcr Räume zu bewohnen, ihnen sein Wesen zu schenken, mit ihnen zu verwachsen. Über dreißig Jahre schon wohnte der alte Schweglein in diesem Hause, und sein Vater hatte um die Ecke gewohnt. Und fast dünkte es Martin, als ob dies schon in der Fremde wäre. Nicht nur ein anderes Haus, sondern auch eine andere Gasse. Wenn Vinzenz Schweglein von den Jahren erzählte, die er drüben um die Ecke gewohnt hatte, war es, als ob es gestern gewesen wäre. So unheimlich still stand hier die Zeit. Die Menschen ließen sich gute Weile in allem, was sie thaten, ihre Schritte waren bedächtig, ihre Worte langsam und schwer in die Stille fallend. Die kleine Stadt lag abseits von den Wegen schnellen Verkehrs, und Martin lobte den Tag, der ihn hierhergeführt hatte, in diese Stadt, in diese Gasse und zu diesen Menschen. Zwei Wochen waren vergangen, seitdem er zagend und mit ungewissen Hoffnungen diesen Boden betreten hatte. Es vergingen noch viel mehr, und er weilte noch immer hier und dachte an kein Fortgehen. Er brachte diese Wintertage, die den Spätherbst abgelöst hatten, in schönem, ruhigem Gleichmaß hin, dem keine Gefahr einer Störung drohte. Die Einsamkeit, die er gesucht und die ihn schwer bedrückt hatte, als er sie

monatelang frug, wurde ihm hier zu edelster Freude, da er sie mit den Menschen teilen konnte, die seine Hausgenossen waren. War er denn noch einsam, fragte er sich oft. Der alte schweigsame Buchbindermeister, seine kränkliche, schwache Frau, die unschöne Stefana und der kleine siebenjährige Peter, — waren diese vier einfachen Menschen Störer seiner Einsamkeit, waren sie nicht vielmehr gerade die, die sie ihm erträglich und genutzreich machten? Wie oft saß er in seinem Zimmer, wie ein Kranker oder langsam Genesender, und durch die Türe schritt das Mädchen oder der Knabe, und er begrüßte sie mit einem freudigen Aufglänzen der Augen, wie einen Arzt, der jeden Tag kommt, um die fortschreitende Besserung seines Patienten festzustellen. Oder er saß bei Vinzenz Schweglein in der Werkstätte und sah ihm zu. Der Buchbinder hatte Aufträge vom Kloster, das eine Stunde von der Stadt entfernt auf dem Berg lag, und da gab es dann und wann auch kostbare Einbände zu arbeiten, in die Schweglein den ganzen Stolz seines Könnens setzte und bei denen der Lehrling, den er hatte, ihm auch nicht die geringste Hilfe leisten durfte. Aber Martin wagte es, wenn der Meister über einen kunstvollen Buchrücken nachdachte, ihm beiläufigen Rat zu geben, in einem Ton freilich, der zu dessen Annahme nicht im mindesten verpflichten wollte. Vinzenz blickte verwundert und mißtrauisch zu ihm

empor. Bisher hatte ihm noch niemand in sein Handwerk geredet. Aber er befolgte Martins Worte doch, frug das Gold nach seiner Zeichnung auf, und als der Einband bei den Mönchen droben auf dem Berg ganz besonderes Wohlgefallen erregt hatte, war der Maler in seiner Achtung sehr gestiegen. Nun durfte er auch wirklich einige Male Hand anlegen, er heftete und hobelte, wählte Papiere, schnitt Leder zu und kleiftete und schabte, als ob er sein Gefellenstück fertig bringen wolle. Martin war stolz, als er einmal ein Buch vom Anfang bis zum Ende ganz allein und ohne Hilfe gebunden hatte, es aus der Presse nahm und es Schweglein reichte, der es prüfend nach allen Seiten wandte, aufschlug und wieder zuklappte und alles in bester Ordnung fand.

Kleine Freuden. Größere waren jene, die er mit dem siebenjährigen Peter hatte. Nicht zum ersten Mal in seinem Leben erfuhr es Martin, was es bedeute, einem Kinde Freund zu sein. Er hatte sich oft genug mit Kindern abgegeben, nicht von oben herab belehrend, sondern wahrhaft in ihren Gedanken und Wünschen mitlebend. Die Kleinen sahen ihn gerne, Kinder merken es ja sehr bald, wie ein Großer ihnen gesinnt ist. Je älter Martin wurde, desto stärker wuchs in ihm das Bedauern darüber, daß es stets nur Kinder anderer waren, denen er seine Neigung schenkte, und er konnte oft sehr lebhaft werden, wenn von dem Schrei des Weibes nach

dem Kinde gesprochen wurde. Als ob der Mann nicht die gleiche Lücke schmerzlich spüren könne. Man warf ihm ein, daß er dies ja für seine Person ändern könne, sowie er wolle. Ja, dachte er, wenn man Kinder von den Bäumen schütteln könnte, wie im Herbst die reifen Früchte. Wenn sie einen nicht unlöslich an einen Menschen binden würden, von dem man im vorhinein gar nicht weiß, wie er als Mutter sein wird. Wenn er die Reihe der Mädchen und Frauen, mit denen er zu tun gehabt hatte, in kritisch betrachtenden Stunden überschaute, war er stark im Zweifel darüber, ob er auch nur von einer einzigen von ihnen ein Kind hätte besitzen wollen.

Nun neigte sich ihm ein Knabe in steigender Zärtlichkeit zu, dessen Mutter ihm völlig gleichgültig sein konnte. Die ihm nicht, wie die Mütter der Familien, in denen er bisher verkehrt hatte, immer wieder versichern zu müssen glaubte, ein wie prächtiger Ehemann und Vater er wäre, und auch nirgends eine Tochter wußte, die nicht abgeneigt wäre, ihr Loß mit dem seinen zu teilen. Nichts von allem. Er war, wenn er sich mit dem kleinen Peter abgab, allein mit ihm. Nur Stefana saß des öfteren auch in seinem Zimmer, wenn ihr Bruder bei ihm weilte, ließ ihre nimmermüden Finger die Näh- oder Stricknadeln führen und lachte oft leise zu den Fragen des Kleinen oder zu Martins Antworten. Hob ihren, über die Arbeit gebeugten Kopf und warf ein Wort

dazwischen. Im stillen bedauerte es da Martin jedesmal, daß er nicht mehr nur ihren lichtblonden Scheitel sah, zu dem er sich ja gut ein passendes Gesicht hatte denken können, sondern nun auch ihre wenig schönen Züge zu schauen bekam. Als viertes lebendes Wesen schnurrte manchesmal eine alte gelbe Katze im Zimmer herum, die sich sonst auf Stiegen und Gängen aufhielt, mit Behendigkeit stets aber zwischen jede nur fußbreit geöffnete Thür schlüpfte. Behutsam setzte sie Pfote für Pfote, blinzelte mit den runden Augen zu den Menschen empor, und wenn es dämmerig wurde, nahm Stefana das alte Tier auf ihren Schoß, in dem es sich bequem zu liegen machte, und strich mit ihren Händen über das Fell. Martin fühlte sich in solchen Stunden wie von warmer Menschlichkeit behütet. Nur ungern sprach er dann noch. Stefana streichelte die Katze und er das weiche, seidige Haar des an ihn sich lehrenden oder auf seinen Knien sitzenden Kindes, dem er schon beigebracht hatte, daß man in der Dämmerung nicht reden dürfe, da sonst der Tag nicht einschlafen könne, — und in die Gasse vor den Fenstern fiel immer schwerer und dunkler der Abend.

An hellen Vormittagen, wenn die Winter Sonne auf den beschneiten Dächern funkelte, verließ Martin oft zu früher Stunde schon das Haus und machte einen Marsch aus der Stadt hinaus, ein, zwei Stunden. Er teilte es sich zumeist so ein, daß er

auf dem Rückweg an dem Schulhaus gerade zur Zeit vorbeikam, da Peters Stunden zu Ende waren, der, sowie er aus der Türe trat, suchend nach rechts und links blickte, und wenn er Martin wirklich ersehen hatte, strahlend auf ihn zusprang. Martin war es, als ob er in diesem Kinde sein eigenes Leben wieder beginnen würde, das ihm gar nicht mehr leer schien, das mit sovielen guten Gedanken und Sorgen sich nun füllte, wie schon lange, lange nicht mehr. Je tiefer sein Aufenthalt sich in den Winter hinein verlängerte, desto mehr graute ihm vor einer Rückkehr in die große Stadt, zu den Menschen, die er verlassen hatte. Weder die wenigen, von denen er sich eingeredet hatte, sie seien seine Freunde, vermißte er, noch jene Frau, mit der er den letzten Abend zugebracht hatte, — weit hinter allen Bergen lag ihm das. Freilich überfiel ihn nicht selten der Gedanke, daß er eigentlich in einem Traumlande lebe, daß er eines Tages erwachen und seine Hände leer sehen werde. Aber er hing der Einsicht, er könne doch nicht bis an sein Lebensende in dieser engen Gasse und bei diesen kleinen Leuten weilen, weiter nicht nach.

In dieser Ruhe, die sich mild über ihn gesenkt hatte, begann er auch wieder zu arbeiten. Er zeichnete den Knaben, dreimal, viermal, nie war er zufrieden mit dem Bilde, immer wieder mußte der kleine Peter stillhalten, die Augen groß und ver-

wundert auf ihn gerichtet. Eines Nachmittags zeichnete er auch Stefana. Und da geschah das Merkwürdige, daß ihr Gesicht, wie er mit nachschaffenden Augen und Händen in ihm untertauchte, auf dem Bild ein rührendes, fast schönes Jungmädchen-Antliß wurde. Stefana betrachtete es staunend und prüfend, lange Zeit. Dann sagte sie leise: „Ja, so sehe ich aus.“ Gleich darauf aber wurde sie tiefrot. Auf dem Bild war sie doch so schön, also konnte es ihr ja nicht ähnlich sein. Martin tröstete sie: „Ja, so schauen Sie wirklich aus. Nur sehen es nicht alle. Jedes Ding ist so schön oder so häßlich, wie man es sieht. Ich sehe Sie so, wie ich Sie gezeichnet habe, und Sie sehen sich jetzt auch nicht anders.“

Von dieser Stunde an war in Stefanas Benehmen eine Änderung eingetreten. Sie war nicht mehr so zwanglos und natürlich in Martins Anwesenheit. Er war erfahren genug, um sich dies richtig deuten zu können, blieb aber gleich freundlich zu ihr, wenn er es auch im stillen nicht ohne Schmerz empfand, dem Mädchen nicht das sein zu können, nach dem es gewiß starke Sehnsucht trug. Als er die zwei Bilder der Stefana und des Peter nebeneinander vor sich liegen hatte, fand er, daß zwischen diesen zwei Geschwistern auch mit der größten Mühe keine Ähnlichkeit zu entdecken sei, und er sagte dies Stefana. Die überlegte eine kurze Weile und ant-

wortete dann zögernd: „Peter ist auch gar nicht mein Bruder.“ Martin staunte: „Nicht Ihr Bruder?“ — „Nein, wir haben ihn vor sechs Jahren angenommen. Seine Mutter ist nicht hier. Wer sein Vater ist, weiß ich nicht.“ Dann erzählte sie ihm, daß sie ihm das Ganze ohnehin nicht mehr lange hätte verschweigen können, denn die Mutter werde nächste Woche kommen. Alle Jahre komme sie auf einige Tage, nach dem Kinde zu sehen.

Martins Liebe zu dem Knaben wurde nun noch inniger, und sehr rasch hatte sich in ihm eine Hoffnung eingenistet. Wenn Peter ein uneheliches Kind war, so war doch mit einem Male die Möglichkeit gegeben, daß er sich von ihm gar nicht zu trennen brauche. Er würde nicht mehr allein sein, auch wenn er von hier fortginge. Mit der Mutter würde sich wohl sprechen lassen. Ob sie das Kind, das sie aus ihm noch unbekanntem Gründen nicht bei sich haben konnte, bei den Buchbinderkleuten oder bei ihm sehen würde, dürfte ihr ja ziemlich gleichgültig sein. Er könnte also ruhig wieder dorthin zurückkehren, wohin es ihn ja doch einmal unwiderstehlich locken würde, er würde das alte Zigeunerleben in gemieteten Zimmern mit Möblement aufgeben, sich eine Wohnung nehmen, ein Atelier, eine tüchtige Person zur Führung des Haushaltes, Peter wäre bei ihm, jedes Jahr würde er fester mit ihm verwachsen, den Knaben durch seine ganze Jugend als Freund und

Berater begleiten, — er spannt Zukunftspläne und schauerte fast in Glücksgefühl, wenn er dachte, wie weit nun und wie voll von schönen Möglichkeiten sich das Leben vor ihm ausbreite. An diesem Abend fragte er Peter, ob er denn nie daran gedacht habe, daß er, Martin, wieder fortgehen könne, er sei doch nur zu Besuch da; und als das Kind ein ungläubiges und ängstliches Gesicht machte, fragte er weiter, ob er denn auch mit ihm gehen wolle, wenn er einmal fortziehe. Da verzog sich Peters Mund zum Weinen, er fiel dem Maler mit seinen dünnen Armen um den Hals und schluchzte nur: „Bleib hier!“

Die Ankunft der Mutter hatte sich verzögert, aus der einen Woche wurde eine zweite und eine dritte. Als aber Martin eines Mittags von seinem Spaziergang nach Hause kam, saß neben Stefana, an die sich der Knabe unsicher und scheu gedrückt hielt, eine fremde Dame. Der erste Eindruck, den er von ihr empfing, war, daß ihre Erscheinung sehr schlecht in diese bescheidene, niedere Stube passe. Er wurde noch stärker, als für wenige Minuten auch Stefanas Mutter in das Zimmer trat. Die Fremde paßte weder in dies Haus, noch zu dessen Menschen. Ja nicht einmal zu ihrem Kinde, das, als Martin gekommen war, gleich zu ihm eilte, wie wenn es hier den besten Schutz fände. Martin stellte sich vor, der Besuch sagte, Stefana hätte von ihm schon erzählt,

und blickte ihn interessiert und nicht unfreundlich an. Martin sah fest und ruhig in das Gesicht, das ihn, wie ihn dünkte, fast allzukritisch musterte. Er schätzte die Dame auf anfangs der Dreißiger, wobei er die Jahre schon zugezählt hatte, um die sie sich anscheinend jünger machen wollte. Das Gesicht war hübsch und nicht unsympathisch, fein und ein bißchen zu schmal. Die braunen Augen hatten einen sehr festen Ausdruck, als ob sie es gewohnt wären, einen Menschen lange und bestimmend anzusehen. Wenn sie lächelte, zeigten sich gesunde weiße Zähne. Sie fragte ihn, wie lange er schon hier sei, ob er noch lange zu bleiben gedenke, man sprach über den Knaben, wobei Martin wärmere Worte fand, als eigentlich in seiner Absicht gelegen hatte; nach einer Viertelstunde brach sie auf. Sie müsse in den Gasthof, sie sei nur gleich im Reisekleid herübergekommen. Peter gab sie einen flüchtigen Kuß, Martin die Hand, wobei sie ihm wieder fest in die Augen schaute, und draußen war sie. Stefana, Martin und der Knabe blieben eine Weile schweigend. Endlich sagte das Mädchen tonlos, wie für sich selbst, vor sich hin: „Das ist die Mutter!“ und machte ein sehr trauriges Gesicht. Martin mußte lächeln: „Aber Stefana, das ist doch kein Grund, so griesgrämig zu sein!“ Doch Stefana wandte sich ab, es war ihm, als ob sie an ihren Augen wische, und gleich darauf hatte sie die Türe hinter sich zugemacht, und Martin war allein

mit Peter, der nicht recht verstand, was da alles vorging, und fragend zu ihm aufblickte.

Am nächsten Abend saß Martin in dem Gasthose, in dem Fräulein Eva — so hieß die Fremde — abgestiegen war. Sie hatte ihn gebeten, dorthin zu kommen, sie sei so ungern allein mitten unter den Leuten, die sie anstarrten. Martin saß nun in dem kleinen Gastzimmer und wartete auf sie. Er war mit Mißtrauen erfüllt. Dies war der erste Mensch, der aus der Außenwelt in seine Stille drang und ihm nicht ganz gleichgültig sein konnte, da er über ein Kind zu bestimmen hatte, das er liebte. Er hatte Mißtrauen und ein unklares Gefühl der Angst vor kommenden Gefahren und Kämpfen, die in seine mühevoll errungene Ruhe, in seine Wünsche und Pläne hindernd eingreifen könnten. Eva trat herein. Sie begrüßte ihn und reichte ihm die Hand, eine gepflegte, weiche, warme Frauenhand, die sie für sein Bedünken etwas zu lange in der seinen ließ. Man sprach erst von Peter, von den Leuten, bei denen er gut aufgehoben war, von Stefana, von dem allerlei Nächstliegenden, das man als kleine Gemeinsamkeit hatte. Sie sprach gewandt und unterhaltend, es fiel ihm fast schwer, mitzukommen, so sehr war er der Geselligkeit entwöhnt. Er hätte gerne nach dem gefragt, was ihm am wissenswertesten war: nach dem Ursprung des Kindes, aber er wagte es nicht, er schob es immer wieder auf und dachte,

schließlich werde sie ja doch selbst davon sprechen. Sie tat es aber nicht und schien sich vorderhand am meisten für ihn selbst zu interessieren. Sie fragte ihn, wie er es denn hier aushalten könne. Er antwortete: „Man ist bei guten Menschen. Und ich habe Ihr Kind lieb.“ — „Ja, aber diese kleine, kleine Stadt, diese Einsamkeit!“ — „Die ist es vielleicht eben, was ich suchte. Können Sie sich nicht denken, daß man einmal des ganzen Treibens und dieser Tausende von Menschen, in die man mitten hineingestellt ist, satt sein kann und sich wieder selbst angehören will?“ Sie sah ihn verwundert an: „Ja, das ist wohl möglich, aber Sie sind ja noch jung. Haben Sie so Bitteres erlebt?“ Ihm war es unangenehm, so ausgefragt zu werden und Rede stehen zu sollen über Dinge, von denen er noch mit keinem gesprochen. Sie war etwas näher zu ihm gerückt, als ob sie auf seine Antwort besonders begierig wäre, und schaute ihm gespannt in das Gesicht. Er wich dem Blick aus, glitt ihre Gestalt entlang, die Füße hatte sie übereinandergeschlagen, so daß man von den Schuhen hinauf noch ein beträchtliches Stück einer schlanken Wade bis zum Saum des Kleides sah. Sie folgte seinen Blicken, aber gar nicht verlegen. Sie erinnerte ihn nur: „Nun?“ Er überhörte es. Er sah, daß sie sehr schmale, hochstöchelige Halbschuhe trug, mit Spangen, die über den Fuß geknüpft waren. „Nein, Bitteres, so wie Sie sich viel-

leicht denken mögen, habe ich eigentlich nicht erlebt. Es muß ja nicht gleich etwas aufwühlend Schmerzliches sein, das einen von den Menschen treibt. Es gibt auch ganz kleine, immer wiederkehrende Verdrießlichkeiten, die sich aber häufen, Tag für Tag." Er wollte keine Geständnisse machen. Vier Spangen trug der Schuh. Unwillkürlich hatte er sie gezählt. Hübsch waren diese Frauenschuhe. Auf einmal kam ihm der Gedanke: sie ist eine Kokotte, — er nahm ihn aber, trotzdem er gar nicht entrüstet oder davon tiefer berührt war, gleich wieder zurück, schränkte ihn ein: es wäre wohl möglich, daß sie eine Kokotte sei, nicht wegen der vier Schuhspangen, das wäre ja zum Lachen, und überhaupt keine gewöhnliche, nein, nein. Dann prüfte er sie auf dies plötzliche Urteil, wieviel davon eigentlich stimmen könnte, und hatte sie wohl allzulange angestarrt. Denn sie lächelte und sagte: „Sie sehen mich so merkwürdig an, was denken Sie sich wohl dabei?" Er überlegte und sagte dann: „Es ist doch merkwürdig, jetzt sitzen wir beide, die sich vor zwei Tagen noch wildfremd waren, beisammen und wollen das Innerste von uns wissen." — „Verzeihen Sie, daß ich fragte," antwortete sie sehr höflich, aber in einem freundlichen, liebenswürdigen Ton. „Sie brauchen mir nicht mehr zu sagen, als Sie wollen. Übrigens haben Sie unrecht. Ihre Worte können mich nicht annehmen lassen, daß Sie von mir soviel wissen wollen, — das

Innerste, wie Sie sagten.“ — „Das möchte ich vielleicht wohl,“ sagte er langsam, „wenigstens, soweit ich dabei einmal im Spiel sein könnte.“ Sie schien ihn erst nicht recht zu verstehen, nach einer kleinen Pause aber, während sie sehr ernst wurde, fragte sie ihn: „Sie haben meinen Knaben sehr lieb?“ — „Das habe ich, das können Sie mir glauben!“ befeuerte er. Sie rang noch anscheinend mit einem Entschlusse und sagte: „Es ist nicht viel zu erzählen.“ Dann erzählte sie.

Es war eine ganz gewöhnliche, uninteressante Geschichte. Martin mußte sich nach wenigen Minuten wahrhaftig mühen, nicht nur mit halbem Ohr zuzuhören. Diese Geschichte von dem ersten, der Unheil anstiftet und dann verschwindet, hatte er schon so oft vernommen, daß sie ihn kaum mehr fesseln konnte, trotzdem in ihrem Verlauf der Peter auf die Welt gekommen war. Wer wußte überdies, ob das alles wahr sei, was ihm Eva da erzählte von einer ersten Leidenschaft und einer plötzlichen Verlassenheit. Er wunderte sich jetzt, wie er denn überhaupt auf diese Geschichte begierig sein konnte. Er hätte doch erwarten können, daß er nichts Absonderliches erfahren würde. Gott, — alle Tage kam dies vor. Martin war nicht gerührt und tat nicht einmal so. Viel mehr hätte er jetzt wissen wollen, wie in allen Einzelheiten das Nachfolgende kam. Eva sah nicht danach aus, daß sie schlecht und in Entbehrun-

gen lebte. Fragen wollte er nicht. Er konnte sich davon doch so vieles denken, was sie verschwiegen hatte: dann kam der zweite, der dritte, und dann irgend einer, der viel nobler war, als der erste und alle bisherigen zusammen. Sie ist doch eine Kokotte, dachte er sich wieder, verband aber gar nichts Schlechtes oder Verächtliches mit diesem Begriff. Wie viele Männer wären nichts anderes, wenn sie die Möglichkeit hätten, oder eigentlich: wie viele sind es in Wirklichkeit. Vor jedem scharfen Urteile schrak er zurück, er wollte lieber begreifen, als urteilen. Und dann, dachte er, die Mädchen haben es doch tatsächlich unendlich schwerer als wir. Laßt uns keine Steine werfen.

Eva war fertig. Er merkte es an der langen Pause, in der sie nichts sprach und er nur einen Gedanken langsam aus dem anderen spann, Züge aus seiner Zigarette tat und stumm, noch immer wie zuhörend, vor sich hinsah. Jetzt hätte nur das eine noch gefehlt, daß sie zu ihm sagte: und nun verachten Sie mich! Sie sagte es aber Gottlob nicht. Ein wenig Geschmack besaß sie doch. Das hatte er schon die zwei Tage her bemerkt. Beinahe fröhlich geworden, daß nun etwas erledigt sei, das zwischen ihnen hatte schließlich erörtert werden müssen, legte er seine Hand auf die ihre, die hilflos und einladend auf dem Tische lag, und sagte: „Also lassen wir das Vergangene. Es nützt ja doch nichts. Das Leben

ist mit jedem Tag immer wieder ein neues, nicht wahr?" Sie schaute erfreut und dankbar, wie ihm schien, auf und sagte nur ganz einfach: „Sie sind lieb!“ Das gefiel ihm. Das war doch keine Phrase, wie sie so vielen anderen auf der Zunge gelegen hätte. Das war echt und natürlich. Sie ist doch keine Kokotte. Und der Abend verlief, nachdem alle diese Hindernisse überwunden waren, bis zu seinem Ende ruhig und angenehm. Zum Schlusse fragte er sie sogar, warum sie mitten im Winter so leichte, niedere Schuhe trage, sie werde sich noch verkühlen, trotz der vier Spangen. „Aber ich gehe doch damit gar nicht über die Straße,“ meinte sie lachend, „ich bin doch hier zu Hause und Sie drüben in der andern Gasse!“

Eva dehnte ihren Aufenthalt auf längere Zeit aus, als sie eigentlich geplant hatte. Bevor sie gekommen war, sagte Stefana zu Martin, sie werde, wie gewöhnlich, nur drei, vier Tage bleiben. Daraus waren ebensoviele Wochen geworden. Anscheinend gefiel es ihr in der kleinen Stadt. Vielleicht war es eine Zeit, in der sie anderswo gar nicht vermisst wurde, eine leere Zeit in ihrem Leben. Für jeden kommt eine solche, dachte Martin, wie vieles gibt es wohl, das sie mir gar nicht angedeutet hat. Es kam als etwas ganz Natürliches, daß er mit ihr täglich einige Stunden beisammen war. Nachmittags in seinem Zimmer, mit dem kleinen Peter und

auch ohne ihn, abends im Gasthof. Er war sich nicht recht klar über seine Gefühle. Das eine wußte er schon: daß er in seiner Einsamkeit nun gewaltig gestört war. Des Vormittags war er allein. Eva stand spät auf, ließ sich bis nach dem Mittagessen nicht blicken. Er machte seinen Spaziergang, holte Peter von der Schule ab und merkte, wie sich der Kleine ängstlich an ihn hielt, als ob er Furcht hätte, daß er nun von jemand anderem verdrängt würde. Er ging mit dem Kind die Stadt hinaus, hörte sein Geplauder, antwortete seinen Fragen, es war ganz die alte Zeit, ruhig, schön, wie nur jemals. Mit von der Kälte geröteten Wangen, ausgelassen und hungrig, kamen sie nach Hause. Stefana wartete, begrüßte sie mit freudigen Augen. Martin war aufgeräumt, frisch und fröhlich. Er saß am Mittagstisch mit der Familie, die beiden alten Leute wortkarg und ernst, wie immer, er, Peter und Stefana mittheilbar und redlustig. Es war in diesen Stunden fast so, als ob Eva nicht auf der Welt wäre. Mit keinem Wort sprach man von ihr. Erst nachmittags änderte sich dies. Er war es schon gewohnt, daß sie nach wenigen Minuten in sein Zimmer trat und es sich dort bequem machte. Er sah, daß er eigentlich den ganzen Tag nicht mehr allein war. Abends saß er fast jedesmal mit Eva in ihrem Gasthof. Anfangs hatten sie dann und wann, auf sein Verlangen, auch Stefana mitgenommen. Aber es

waren Abende, die nicht schön wurden, und Martin verzichtete bald darauf, daß das Mädchen, das schweigend und nicht ohne Haß am Tische saß, weiter noch mitkommen sollte. Also saßen die beiden allein. Außerlich gehörten sie ja ohnehin zusammen. Sie waren beide aus einer gemeinsamen Welt, sie kannten beide dieselben Schönheiten, dieselben Genüsse, dieselben Gemeinheiten, alles das, was Martin bis zum Grunde seiner Seele so sehr verhaßt war. Aber es war merkwürdig, wie Eva ihn in diese Welt wieder verstricken konnte. Und noch eines: er hatte all die Monate her das Weib ohne Sehnsucht und ohne Schmerz vermißt. Eva brachte in diesen Verzicht ein steigendes Verlangen. Nicht nach ihr, aber nach irgend einer. Nach irgend einer, die irgendwo war, die er nicht kannte, von der er nicht wußte, wie sie aussah, nach der er aber brennendes Verlangen trug. Oft war ihm zum Aufschreien: gib mir ein Weib, an das ich mich klammern kann, — wie würde ich ihm danken, wie würde ich scheu und jünglingshaft nach ihm fasten, jedes Neigen zu mir als unverdientes Geschenk mit Demuth empfangen, — Gott, gib mir ein solches Wesen!

Eva war dies Wesen nicht. Sie mochte für tausend andere lockend sein, ihm nicht. Er blieb ihr gegenüber kalt und unempfänglich, wenn er auch stundenlang nicht ungern mit ihr beisammen saß, es stieß ihn ab, daß sie ihm zu sehr entgegenkam und

daß sie sich, wie er annahm, sehr viel mit ihm beschäftigte. Er konnte sich nicht helfen, da kam ihm immer wieder der alte Gedanke: sie kann keinen gerade gewachsenen Mann sich gegenüber haben, ohne ihn verführen zu wollen. Und wenn in den ersten Tagen ihre Gespräche noch leicht und gar nicht ohne Anmut waren, ein wechselndes Geplänkel zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes, die sich noch zu wenig kennen, so gerieten sie bald in ein quälendes, trostloses, von ihm gar nicht gewolltes und stets peinlich vermiedenes Gebiet. Sie fragte ihn: „Könnten Sie mit mir leben, mit mir und meinem Kind?“ — „Nein!“ antwortete er brüsk. Dann sah er sie sehr lange an, bis sie seinen Blick nicht mehr aushielt, und sagte freundlich und ruhig: „Sehen Sie, in meinem Alter ist es schwer, sich einem neuen Menschen vollständig anzuschließen, seiner Art zu unterwerfen und alle anderen zu vergessen, mit denen man Schönes erlebt hat.“ — „Ach so,“ meinte sie erleichtert. „Aber sonst, wenn wir uns schon früher kennen gelernt hätten, — dann schon?“ — „Vielleicht.“ Sie vertiefte sich immer mehr in diesen Gedanken: „Wenn wir uns schon gekannt hätten, ehe ich das Kind hatte. Wenn der Peter von — Ihnen wäre. Könnten Sie dann mit mir leben?“ Sie tat ihm leid. Er sagte: „O ja, das kann ich mir schon vorstellen.“ — „Ich danke Ihnen. Aber jetzt können Sie sich dies nicht vorstellen?“ —

„Was?“ — „Nun daß Sie,“ sie zögerte, „daß dieß Kind Ihnen gehören würde, — daß Sie es von mir hätten?“ Er sagte kühl: „Ich glaube nicht, daß ich soviel Phantasie aufbringen würde.“

Martin empfand solche Gespräche peinlich und quälend. Sie wußte doch, daß er ihr Kind liebte, daß er es liebte, ehe er sie noch gekannt hatte. Er wollte dem ein Ende machen und rückte eines Tages mit dem Vorschlag heraus, sie solle Peter zu ihm geben. In ihren Augen blitzte etwas auf, das ihm wie ein Triumph erschien. Nun stand er vor ihr als Bittsteller. Sie hatte Gnaden und Geschenke auszuteilen, ein Stück seines Glückes oder das ganze war von ihr abhängig. Sie mußte sich nun endlich einer Macht über ihn bewußt sein, er konnte in allen ihren Gedanken lesen. Lange sah sie ruhig vor sich hin, klopfte mit ihren schlanken Fingern auf den Tisch. „Und wenn ich nun nein sage?“ sprach sie und schaute Martin herausfordernd an. — „Sie werden nicht nein sagen!“ — „Doch, ich werde es!“ — Martin schwieg, jedes Wort einer Entgegnung stockte ihm in der Kehle. Diese Frau wußte zu peinigen. Dann hörte er leise und etwas schmerzlich gesprochene Worte: „Warum hassen Sie mich eigentlich?“ — „Ich hasse Sie nicht,“ sagte er tonlos. — „Aber ich bin Ihnen vollständig gleichgültig, mehr als das, — ich bin Ihnen unangenehm.“ — „Sie sind mit weniger gleichgültig, als Sie denken.“

— „Ja, weil ich die Mutter des Kindes bin, das Sie lieben!“ Dann wurde sie still und in sich gekehrt, sprach kein Wort, hielt die Augen krampfhaft auf den Tisch gerichtet. Er hatte das Gefühl, wenn sie jetzt aufblickt, sind sie voll vorquellender Tränen. Wie gemein wäre es gewesen, einen solchen Moment des Zusammenbrechens auszunützen. Er tat es nicht.

Martin lag wach im Bett. Das Licht war ausgelöscht, er konnte trotzdem keinen Schlaf finden. Wie müde macht dieses Ringen! Er wußte gut, daß es nicht mehr dem Knaben, sondern ihm selbst galt. Fast unhörbar tat sich die Thür auf. Es schlich etwas zu ihm, faßte seine Hand, er vernahm schweres Atmen, das sich leise machen wollte, er fühlte feuchte Lippen sich an seinen Handrücken drängen, zwei, drei warme Tropfen darauf fallen. Im Dunkel schimmerte matt ein Scheitel lichter, voller Haare. Er löste seine Hand aus der Umklammerung und drückte den Kopf Stefanas an sich. Das genügte, um ihre Brust in schütternde Bewegung zu setzen. Stefana kniete vor dem Bett, keuchend und schluchzend, und ihr Weinen erstickte in den Tüchern. Martin strich nur immer ihren Kopf, ihre Haare. Das Mädchen lag mit dem Oberkörper reglos auf ihm und konnte sich nicht fassen. Wie machen wir es uns schwer, dachte er, wie quälen wir uns alle, was für ein Elend schaffen wir uns. Und strich Ste-

fanas lichtblonde Haare mit einer Zärtlichkeit, als ob seine ganze Liebe ihr gehörte. Eine halbe Stunde mochte so hingegangen sein, die Weinende wurde ruhig, Martin liebte ihr Haupt, ihr Gesicht, das sie erhoben hatte. Lautlos, wie sie gekommen, ging Stefana wieder hinaus. Keines hatte ein Wort gesprochen, ihre Lippen hatten keinen Kuß empfangen. Aber seine Hände waren gütig gewesen. Sie weinte nicht mehr, als sie leise die Thür schloß.

— „Sie werden ja doch Ihr altes Leben wieder anfangen, wenn Sie zurückkehren, Sie werden sich eine Geliebte nehmen, die wird meinen Buben hassen, er wird es nicht gut haben bei Ihnen.“ — „Ich werde mir keine Geliebte nehmen. Peter wird es bei mir besser haben als hier,“ sagte Martin. Er war müde, mutlos, er sehnte sich nach einem Ende. „Also sind Sie eigentlich ein Frauenfeind?“ Martin lächelte: „Ach, lassen wir das, mit Ihnen darüber zu sprechen, hätte nicht viel Zweck.“ — „Warum nicht?“ — „Weil Sie es ja doch nicht erfassen würden, wie es für einen Mann Stunden geben kann, in denen er an das Weibliche denkt, wie an das größte Geheimnis, das es auf Gottes Erdboden gibt.“ — „Denken Sie das bei mir nie?“ — „Das denkt man nur dann, wenn man den Frauen fern ist. Das Schmerzliche daran ist eben, daß dieses Geheimnis mit jedem Schritt der Annäherung immer mehr zum Gewöhnlichen wird, das man zu be-

greifen und erklären zu können glaubt.“ — „Das verstehe ich nicht.“ — „Ich sagte es ja. Zudem haben Sie wahrscheinlich viel zu viel mit Männern zu tun gehabt.“ — „Woher wissen Sie das so bestimmt?“ — „Ich denke es mir, Ihr ganzes Wesen spricht dafür. Sie besitzen zuviel von dem, was die verschiedensten Männer locken kann.“ — „Und wenn ich Sie verlocken wollte, Martin, wie müßte ich dann sein? Ist denn gar nichts in mir, das Sie reizen könnte?“ — „O doch, genug! Aber nicht soviel, daß ich des anderen, das mich abstoßen würde, vergessen könnte.“ — „Und wenn ich mich bemühen würde, all dieses andere zurückzudrängen, — glauben Sie nicht, daß mir das gelingen könnte?“ — „Vielleicht, für Zeiten, aber es würde ja doch immer wieder da sein, wenn Sie einem anderen gefallen möchten, als mir.“ — „Ich will aber niemand anderem gefallen!“ fuhr sie auf, „ich will nicht, ich mag keine Männer, wie Sie es glauben, ich habe es satt, bis zum Ekel, — ich möchte Frieden haben —“ Martin wurde weich. Er nahm ihre Hand. Eva schaute ihm trostlos ins Gesicht: „Warum sollte es denn ganz und gar unmöglich sein, daß wir drei ein gutes Leben führten? Gott, o Gott, haben Sie doch Erbarmen, — nehmen Sie mich doch zu sich, als was Sie wollen —“ Sie konnte nicht mehr an sich halten, sie warf alle Würde und allen Stolz von sich wie ein lästiges Kleid, und aus ihrem Mund quollen

verzweifelnde Selbstanklagen und Geständnisse. Martin hatte Mitleid. Aber sie sollte nicht sprechen, er wollte nichts hören, er wollte nichts wissen. Er legte ihr die Hand auf die Lippen und sagte sanfte, beruhigende Worte zu ihr.

Es vergingen ein, zwei, drei Tage, und am vierten war Martin im Kampfe mit Eva unterlegen. Er hatte dies kommen gesehen und nahm es hin wie etwas, dem man nicht ausweichen konnte. Aber er war nicht glücklich darüber. Als er Eva zum ersten mal wieder sah, war sie zärtlich, wie eine neugewonnene Geliebte; noch mehr, denn es war eine fast legitime Zärtlichkeit, als ob sie eine Hochzeitsnacht hinter sich hätte. Ihm graute. Er sah, wie alles werden, wie sie langsam von ihm Besitz ergreifen würde. Der Knabe würde zu einem überflüssigen Dritten werden; so wie er für Eva jetzt schon mehr eine Bürde als eine Freude war. Sie verlangte Hingebung, Leidenschaft, Unterwerfung, und immer der Gedanke: ich bin der Geliebte oder Gatte einer Schiffbrüchigen, die den rettenden Hafen aufsucht. Die Stunden würden sich mehren, da ihn ihre Gegenwart vollends verwirren würde, so wie tags zuvor. Sie war schön, in diesem Ringen wäre er immer der Schwächere. Das Kind tat ihm leid. Das mußte unschuldig büßen. Denn er spürte zu seinem Schrecken, wie langsam eine Entfremdung begann, wie in ihm der Gedanke emporwuchs, welcher Wahn-

wiß es sei, das Kind eines anderen als sein eigenes betrachten zu wollen.

„Warum bist du so traurig, Martin?“ fragte Eva und fuhr ihm zärtlich über den Kopf. „Deswegen soll es zwischen uns doch nicht anders geworden sein.“ Martin verzog den Mund: „Was nützen denn solche Worte, wenn man es ganz bestimmt anders weiß. Du glaubst ja selbst nicht an sie, du siehst viel zu zufrieden aus.“ — „Laß mir dies Glück. Ich bin nicht so reich, daß ich es gering schätzen könnte. Laß mir diese Lichtblicke.“ — Qual, Qual, Qual, hämmerte es in ihm. Er streichelte mechanisch, ohne es zu wollen, ihre Hände von der Wurzel bis zu den Fingerspitzen, auf und ab, auf und ab, dachte nicht daran, diese Zärtlichkeit müsse sie ja darin bestärken, daß seit gestern wirklich vieles anders geworden. „Ich will dir nichts nehmen, aber —“ er raffte sich zu einem Entschluß auf: „Ich gehe, Eva.“ — „Du wirst wiederkommen,“ sagte sie lächelnd, „du hast mich lieb, du wirst Sehnsucht nach mir haben.“ — „Ich komme nicht. Ich habe dich nicht lieb. Eher noch Stefana, als dich.“ — Sie lachte laut auf: „Und Peter? Du kannst ihn haben. Ich weiß ihn gerne bei dir. Ich werde dich besuchen, wenn du wieder in der Stadt bist. Glaub mir, es wird schön sein, du wirst dich an uns alle zwei gewöhnen. Wir werden glücklich und ruhig und zufrieden leben. Du wirst es gar nicht merken, wie du langsam alt und grau

wirft.“ — „Nein,“ sagte er resigniert, ohne eine Hoffnung auf eine Zukunft, „es würde ganz anders kommen. Es würde nie gehen. Laß mich wieder allein.“ — „Wie du willst,“ antwortete sie nach einer Pause, merkwürdig ruhig, so, als ob sie ihrer Sache ganz sicher wäre, „du wirst des Alleinseins schon müde werden. Wenn ich nicht komme, wirst du kommen.“ Das fürchtete er beinahe selbst. Aber er ging, fort von ihr, von Peter, von Stefana.

So endete Martin Thossens Einsamkeit.

Rache

Gabriele saß mit Willi beim Tee. Sie waren vor zwei Stunden von einer Spazierfahrt etwas fröstelnd nach Hause gekommen, denn es war noch im ersten Vorfrühling, und die Sonne, die nachmittags den Glanz eines Maitages vorgetäuscht hatte, ließ keine Wärme zurück, als sie hinter die Wälder gesunken war. Sie hatten in Gabrielens Wohnung das Abendbrot genommen und saßen nun beim Tee. Gabriele in einem weichen Schlafrocke, der die Linien von ihrem reichen, ins Kupferbraune schillernden Haar bis tief zum Ansatz der Brüste und in den Nacken hinein freiließ. Willis Blick ruhte eben auf diesen geliebten, so oft liebkosten Stellen ihres Körpers, als es klingelte und das Dienstmädchen gleich darauf an die Tür klopfte und Gabriele ein Telegramm überbrachte. Gabriele öffnete es, las es und ließ es, ein wenig betroffen, sinken. Dann reichte sie es Willi. Es enthielt nur die wenigen Worte: ‚Claudius von Hoffstetter heute sanft verschieden. St. Georges Hospital Bombay.‘ Willi sah einen Augenblick vom Telegramm auf zu Gabriele. Die saß schweigend, in sich versunken, und

ihre Augen waren glanzlos ins Weite gerichtet. Um ihren Mund ging ein Zucken, das schwer zu deuten war, die Lippen hatte sie fest aufeinander gepreßt. Es vergingen einige Minuten, bis sie, wie einem plötzlichen Entschlusse folgend, ihren Körper wieder ganz in der Gewalt hatte, mit einem tiefen Aufatmen sich zusammenraffte und nur die wenigen Worte sagte: „Also doch — der arme Claudius!“ Dann stand sie auf, ging zum Fenster und sah lange die Straße hinab, die unten im Dunkel des Abends lag. Willi trat zu ihr und streichelte die Hand, die sich auf den Riegel des Fensters stützte. Gabriele ließ sie aber bei der Berührung sofort fallen, und es war ihm, als ob sie ganz leise, nur für sich gesagt hätte: „Laß das jetzt!“ Dies Schweigen drückte Willi immer mehr, und je länger es währte, desto schärfer prägte sich seinen Augen das Bild des Zimmers ein, in dem es so still geworden war. Auf dem Tisch standen die halbgeleerten Teeschalen, die Depesche dazwischen, und über den Lichtkreis hinaus, den die Lampe zog, stieg zu den Wänden hin das Dunkel mit jedem Schritt. Gabriele stand ganz im Finstern, aber ihre schlanke Gestalt war in hellen Stoff gekleidet, und von den Haaren schien das eine oder andere aufzuschimmern. Reglos lehnte sie am Fenster, von ihrem Gesicht konnte er nichts sehen, er wußte nicht, ob in ihren Augen Tränen standen. Aber er hatte das Gefühl, er müsse sie jetzt allein

lassen, und um etwas zu sagen, sprach er zum Fenster hinüber: „Wir sehen uns ja morgen, Gabriele?“ verließ dann, ohne eine Antwort vernommen zu haben, das Zimmer und schloß leise die Türe hinter sich.

Gabriele war allein. geraume Zeit, nachdem Willi gegangen war, kehrte sie zum Tische zurück und nahm das Telegramm wieder in die Hand. Claudius war also gestorben. Sie mußte sich die Worte immer wieder einprägen. Claudius war gestorben, war nicht mehr auf der Welt. Nun konnte sie tun und lassen, was sie wollte. Doch nein, — das hatte sie ja auch zu seinen Lebzeiten getan. Aber nun konnte sie es mit freiem Gewissen tun, befreit von der Furcht vor Verantwortung, von der steten Angst, ihm ein Leid zuzufügen. Denn er war doch ein Mensch voll Güte und Milde gewesen. Zwei Jahre war sie mit ihm durchs Leben gegangen, und diese zwei Jahre waren schön und schmerzlich. Wer weiß, wenn es noch ein drittes geworden wäre, ein viertes, vielleicht wäre ein wirkliches, ruhiges, in sich gefestigtes Glück gekommen.

Mit einem aus Ekel und Wollust gemischten Empfinden dachte sie an die Zeit zurück, ehe sie Claudius gekannt hatte. Da war sie eine kleine Schauspielerin, immer auf den letzten Bühnen der Stadt in den kleinsten Rollen beschäftigt, und dies hatte mit sich gebracht, daß ihr dieser Beruf eigentlich nur

mehr eine Maske war, hinter der sich ein ganz anderes Gesicht barg. Sie war talentlos und schön. Wie so viele. War es da ein Wunder zu nennen, daß sie von einer Hand in die andere ging? Pfui, das Leben war schmutzig und gemein. Und als sie gerade so weit war, daß ihr der Schmutz und die Gemeinheit nicht mehr viel hätten anhaben können, war Claudius gekommen. Erst einer unter vielen, dann der einzige. Er war bedeutend älter als sie, an die vierzig, während sie noch nicht über die Jugend ihrer ersten zwanzig hinausgewachsen war. In dem Kreis der Männer, der sie damals umgab, stach er am meisten durch seine Unscheinbarkeit hervor. Die anderen waren alle gefellig und heiter, junge, elegante Leute, die sich auf den Lebensgenuß verstanden. Claudius war still. Bald entdeckte sie, daß er in keiner Vorstellung fehlte, in der sie auftrat und ihre unbedeutende Rolle spielte. Beobachtete, wie er keinen Blick von ihr ließ, jede ihrer Bewegungen verfolgte. Das ging einige Wochen hindurch, und seine Anhänglichkeit rührte sie. Als er sie einmal nach der Vorstellung am Bühnenausgang erwartete, nahm sie seine Begleitung freudig an, und es geschah, daß sie von nun an öfters Abende allein verbrachten, bis er sie schließlich in seiner stillen, bescheidenen Weise fragte, ob sie nicht ihm gehören und ihr Leben nach seinen Wünschen einrichten wolle. Sie sagte ja und war ihm dankbar.

Und als sie das erste Mal in seiner Wohnung war und Claudius sie mit einer Achtung und galanten Liebenswürdigkeit, als ob sie wirklich eine Dame der Gesellschaft wäre, empfing und den ganzen Abend hindurch sein Benehmen nicht änderte, tat ihr dies über alle Maßen wohl. Sie empfand deutlich, daß dieser Mann gerade jenem in ihr Schätzung entgegenbrachte, was so oft getreten und mißhandelt worden war, ihrer Weiblichkeit, und der Leichtsinn war in ihr nicht so sehr Instinkt, daß sie über diese Zartheit Claudius' hätte lächeln können. Von diesem ersten Abend an gehörte sie ihm, und einen seiner Wünsche nach dem anderen erfüllte sie. Sie brach mit allen übrigen, sie verzichtete auf die Bühne und das lächerliche Bettelgeld, das ihre Gage bildete, und konnte dies umso leichter tun, als Claudius in jeder Weise für sie sorgte. Er war reich, ein einziger Sohn frühverstorbenen Eltern. Gabrielens Freunde und Freundinnen tuschelten erst: sie ist die Geliebte des reichen Hoffstetter geworden. Diese konnten dabei ein klein wenig Neides nur schwer verhehlen, jene bedauerten aufrichtig, daß das schöne und noch wenig verbrauchte Mädchen endgültig ihrer Gesellschaft entzogen sein sollte. Nach einem Vierteljahr sprach man von den beiden nicht mehr. Das Leben, das Claudius und Gabriele nun führten, war bei aller Wohlhabenheit von einem edlen sich selbst Bescheiden, und in Gabrielens Lebensweise kam,

kaum daß sie es merkte, unwillkürlich der Stil jenes Lebens, das Claudius das seine nannte. Gabriele wußte nicht viel von dem, was Claudius bisher alles gelebt, getrieben oder unterlassen hatte. Er sprach darüber nicht viel, und sie drang nicht in ihn, ebensowenig wie er sie viel nach ihrer Vergangenheit fragte. Über sie kam bei ihm eine wunderbare Ruhe, es war ihr, als ob sie sich dort von vielen unruh-vollen, bewegten, wüsten Tagen ausraffete. Lange Nachmittage und Abende weilte sie in seiner Wohnung, in dem geräumigen vierfenstrigen Zimmer, das den größten Teil des Tages seinen Aufenthalt bildete, in dem seine Bücher aufgestellt waren, Erinnerungen an seine Reisen, Bilder und allerlei im Laufe der Jahre Gesammeltes und Erworbenes. Mit seiner so wenig lauten, wohlklingenden Stimme erzählte er von diesem und jenem, und ob er nun redete oder ob er schwieg, stets war in seinem Wesen etwas wie eine zarte Huldigung vor ihrer Jugend und ihrer Schönheit. Nur selten äußerte sich dies in bestimmten Worten, aber wenn es auch gar nie geschehen wäre, wäre Gabriele keinen Augenblick darüber in Zweifel gewesen, wie er über sie dachte. Daß er über die ihm nicht unbekannte Periode ihres Lebens, die manchen ernststen Mann zurückgeschreckt hätte, sich mit ihr inniger zu befassen, einfach hinwegsah, war noch das geringste. Aber je besser ihn Gabriele kennen lernte, desto klarer ward es ihr,

daß Claudius einer jener Männer war, die stark von dem Bewußtsein durchdrungen sind, daß sie ohne weibliche Ergänzung nur ein Stückwerk sind, und bei denen die Wertung des Weiblichen schon der bei jedem Menschen ziemlich ausgeprägten Eigenliebe entspringt. Seine Neigung zu Gabriele drängte mit jedem Tag zu immer schönerer und stärkerer Erfüllung. Er warb um sie mit feinen Händen und zärtlichen Gedanken, und Gabriele fühlte es nur in seltenen Stunden, wie sie langsam nach seinen Wünschen und Vorstellungen umgeformt wurde, zu etwas Besserem, zu einem Menschen, der über sich nachdachte und allmählich zu einer Erkenntnis des Lebens gelangt. Claudius war von dieser Erkenntnis schon seit langem durchdrungen, und am Anfange ihres Beisammenseins hatte er ihr in einer etwas trüben und gedrückten Stunde auseinandergesetzt: er werde nicht lange leben. Außer dem Vermögen hatten ihm seine Eltern auch die kranke Lunge hinterlassen, die sie selbst so früh in den Tod gebracht. Befreundete Ärzte hatten ihn mit aller Nachsicht über seinen Zustand aufgeklärt, und er hütete sich auch vor allen Ausschreitungen, ohne sich dazu zwingen zu müssen. Denn von Jugend auf, unter der Obhut von Tanten und Onkeln, war schon stets die größte Rücksicht auf seine zarte Gesundheit genommen worden, und er hatte sich durch Klugheit und Selbsterziehung über die gefährlichen Jahre zu

einer gewissen Stetigkeit seines Zustandes hinübergeholfen, der ihn schließlich gar nicht mehr sonderlich beunruhigte. Er trieb sogar in aller Mäßigkeit und selbstauferlegten Beschränkung einigen Sport, innerhalb der Grenzen der Zuträglichkeit, die einzuhalten ihm kein Verzicht war. Gabriels Verhalten zu Claudius war seit der Stunde, in der sie all dies erfahren hatte, ein viel innigeres und vertraueneres, sie fühlte sich ihm mehr zugehörig als ehemals, sie kümmerte sich um sein Befinden, war liebevoller zu ihm, als es sonst vielleicht ihre Art war, und selbst beglückt und beschenkt, wenn sie merkte, mit welcher unausgesprochenen Dankbarkeit Claudius ihre Sorge um ihn hinnahm.

Als sie im vorigen Sommer einige Monate lang der Stadt fern waren und an den Mittelmeerküsten sich in dem farbenschweren Glanz des Südens sonnten, führten sie das harmlose glückliche, selbstzufriedene Leben eines jungen Ehepaars, das außer sich nichts Begehrenswerthes mehr kannte, und hätte Gabriele nicht schon selbst alles das, was von ihrem früheren Leben noch einen Rest in ihr hinterlassen hatte, unbewußt ausgeschieden, so hätte sie beobachten können, wie froh und stolz Claudius über ihre Wandlung war. So nahm sie seine Freude an ihr hin, wie das Geschenk glücklicher Tage. In ruhiger Zufriedenheit waren sie im Herbst zurückgekehrt. Und vielleicht hätten sie das nicht tun sollen. Denn es

war ein rauher Herbst, und Claudius fühlte sich nicht wohl. Es überkam ihn die Angst, und oft gab es bittere Stunden, in denen Gabriele bei ihm saß und er schweigend, mit verzagten Blicken, ins Leere starrte, ihrer Anwesenheit gar nicht achtend. Ihr Zuspruch nützte wenig, und wenn sie sich erhob, um zu gehen, fand er kein Wort, das sie gehalten hätte. Dann saß sie den Abend trüb und unbefriedigt in ihrer kleinen Wohnung, entbehrte Claudius, hörte dem Mädchen zu, das gleichgültige Dinge schwatzte, und fühlte immer mehr eine peinigende Unruhe in sich aufsteigen. Oder sie fuhr, wenn es sie nicht zu Hause litt, in die Stadt, ging durch die breiten, erleuchteten Straßen, spürte bewundernde Blicke auf sich ruhen, wie in vergangenen Tagen, und kehrte nach Hause zurück, nun erst recht aus dem schönen Gleichmaß gebracht, das sonst jetzt ihr Leben ausfüllte. Wenn sie tags darauf zu Claudius kam, überhäufte sie ihn mit Zärtlichkeiten, die er nicht gewohnt war, und er empfing sie, wie es ihr schien, mit einem verwunderten Mißtrauen, so als ob diese Hingebung einem nicht ganz reinen Gewissen entspränge. Das verletzte sie, und sie wurde kühl und zurückhaltend. Wenn sich Claudius besser fühlte, kehrte wohl auch die alte Vertraulichkeit und Innigkeit zurück, und es gab schöne Stunden, wie nur je zuvor. Aber sie wurden immer seltener, und stets häufiger wurde dafür eine erzwungene Wärme oder ein

Fremdsein, das ebenso unecht war, da es doch nur Verstimmungen seinen Ursprung dankte, deren Ursachen außer ihnen zu liegen schienen. Gabriele litt unter diesen Schwankungen mehr als Claudius, und wenn dieser durch seine Krankheit in drückende Angst geriet, so war es bei ihr ein wilder, grauenhafter Schrecken, der sie beim Gedanken befiel, was ihr bevorstände: in ein Leben zurückzukehren, das sie haßte, das ihr, wie sie jetzt dachte, nur mit abstoßenden Scheußlichkeiten erfüllt war, und das zu fragen sie nicht mehr imstande wäre.

An einem Tag im Spätherbst, da Claudius eine Stunde lang im weichen Teppich seines Zimmers lautlos auf und ab geschritten war und ihre Worte, die sie mühevoll fallen ließ, wie Tropfen in ein leeres Glas, mit keiner Antwort erwiderte, — an diesem Tag im Spätherbst, der wie ein welkes, trauriges, hinsterbendes Leben vor den Fenstern hing, hatte sie Willi kennen gelernt. Wieder kennen gelernt, denn er war ihr kein Fremder aus der Zeit her, da sie noch von einem Schwarm junger, lebenslustiger Männer umschmeichelt war. In Unglück und Mißmut, mit schwer zurückgehaltenen Tränen in den Augen, hatte sie Claudius' Wohnung verlassen und war ohne Ziel und Richtung, verloren und hilflos, durch die Straßen gegangen. Ihr war mit jedem Schritt, als ob sie sich von etwas Totem entfernte, das ihr nicht mehr gehörte, das nie mehr ins Leben

zurückkäme. Und diesen Abend hatte sie nicht zu Hause, sondern mit Willi verbracht, in dem hellen, prunkvollen Saale eines Hotels, in dem es an allen Tischen von Freude und Leben sprühte. Sie sprachen von alten Zeiten und von gemeinsamen Bekannten, und das ins Stille und Schmerzhche gewandte Wesen Gabrielens hatte Willi, den jungen, fröhlichen und liebenswürdigen Menschen, über die Maßen entzückt. Dieser Hoffstetter hatte doch aus dem fast wild aufwachsenden, zügellosen Mädchen eine vollendete junge Dame gemacht und alle ihre guten Triebe gesund und prächtig sich entwickeln lassen. Am nächsten Tage fühlte sich Gabriele bei Claudius behaglich und warm, wie nur je, und es schien, als ob von ihrer gelassenen Heiterkeit ein gut Teil auch auf ihn überströmte. Sie wußten sich einander zugehörig und waren nahezu verliebt, und die Küsse, mit denen er sie verabschiedete, waren wie von gedämpfter Leidenschaftlichkeit, die Gabriele bei ihm kaum vermutet hätte. Und so blieb es die weiteren Wochen, ja in Claudius schien ein ganz neues, starkes Gefühl für sie zu erstehen. Wenn sie kam, begrüßte er sie mit der Ungeduld eines schon seit langem Wartenden, und wenn sie ging, ließ er sie wie etwas über alles Geliebtes aus den Händen gleiten, und die Zwischenzeit war heiße, verzehrende Liebe. Oft dachte Gabriele: er verzehrt sich wirklich an mir, er schenkt mir seine letzte Lebenskraft, er

will in mir aufgehen, daß ich ganz von ihm erfüllt sei, auch dann noch, wenn er nicht mehr wäre. Und dann graute ihr vor dieser Leidenschaft. Aber in den Stunden, in denen Claudius wie ein Sturm über sie kam, schloß sie die Augen und empfand als höchstes Glück, was er ihr gab, und ließ sich von seinen weichen Händen liebkoosen und ließ sich immer wieder die stammelnden Worte vorflüstern, und konnte nicht genug bekommen von diesem Übermaß eines seine Liebe ohne Rückhalt Verschenkenden. Dann freilich lag Claudius oft schwer atmend und reglos da, und an Gabriele war es, ihm sanft Wangen und Hände zu streicheln und aus seinen müden Augen hingebende und dankbare Blicke zu locken.

Trotzdem war es aber bei dem ersten Zusammensein mit Willi nicht geblieben. Es war, als ob sie auf der anderen Seite eines jungen, ungebrochenen, übersäumenden Lebens bedurft hätte, als ob dort neue Kräfte auf sie übergehen würden, die sie dann an jenes zitternde, leidenschaftlich sich aufbäumende Leben verschenken konnte, das in Claudius schwer nach Atem rang. Je heißer und ungestümer sie sich von diesem umklammern ließ, desto seltener versagte sie sich den Werbungen des anderen, und es fiel ihr fast nicht bei, sich einer Untreue zu beschuldigen, die doch tatsächlich ihr Sein in zwei Hälften entzweiriß, von denen sie die eine Claudius nicht schauen lassen durfte. Trotzdem schenkte sie ihm ja

Stunden wunderfamen Beglücktseins, und er hatte ihrer noch nie so begehrt wie in diesen Wochen, hatte noch nie so an ihr gehangen, mit dem fast nicht zu stillenden Trieb eines unsagbar Dürstenden. Beinahe schien es, als ob er sich nicht verzehren, sondern an ihr genesen würde, und die Stunden, da er vor sich hinbrütete, waren wenn sie bei ihm weilte, völlig geschwunden. Da war er nur ihr gewidmet, wie in den besten Zeiten, und nicht eine Viertelstunde gab es, da er sie vernachlässigt und wie früher als gar nicht anwesend betrachtet hätte. Als aber die ersten Fröste kamen und der Winter nahte, theilte Claudius nach einer langen Unterredung mit seinem Arzte Gabriele mit, daß er fort müsse. Man schicke ihn über See. Er dürfe den Winter nicht in der Stadt zubringen, eine wochenlange Meerfahrt könne ihn noch kräftigen und sein Leben verlängern. Und er müsse allein fahren, hatte ihm der Arzt geboten. Mit einem schmerzlichen Lächeln sagte er dies Gabriele: „Man will nicht, daß du bei mir bleibst, mein Kind. Der Arzt fürchtet, ich könnte mich zuviel mit dir abgeben!“ Gabriele strich ihm über die Wangen, die etwas eingefallen waren, und tröstete ihn mit Worten, die ihr heiß und ehrlich aus dem Herzen kamen: „Mein Lieber, mein Armer, wie neidig sind die Menschen! Aber ich werde dir entgegenhangen, und du wirst wiederkommen, und ich werde dir gehören, wie jetzt die ganze Zeit her, mein Lieber,

mein Bester du!" Die wenigen Tage bis zur Abreise blieb Gabriele bei Claudius und kehrte auch für die Nächte nicht in ihre Wohnung zurück. Sie packte die Koffer, sie sorgte für das Wichtige und für das Kleinste und ging mit schwerem Herzen zwischen den offenstehenden Koffern, den aufgesperrten Kästen und den herausgeschobenen Laden hin und her. Sie ließ es sich auch nicht nehmen, mit ihm wenigstens bis Triest zu fahren, und stand mit flatterndem Tuch auf dem Molo, solange noch Claudius' Gestalt am obersten Deck des Dampfers sichtbar war. Dann ging sie ins Hotel und fuhr am selben Abend noch nach Wien zurück.

Es kamen Briefe. Aus Korfu, aus Patras, aus Kairo und Aden, und einer, der seine Ankunft in Bombay meldete. Die Briefe waren herzlich und gütig und kündeten nichts Schlechtes. Gabriele las sie oft, und jetzt, da Claudius nicht mehr hier war, wuchs in ihr der Vorwurf, daß sie ihn eigentlich betrogen hatte; noch mehr, daß sie ihn noch immer betrog. Denn war es früher doch nur der Taumel eines Doppellebens, das sie führte, und konnte sie sich selbst gegenüber die entschuldigende Erklärung vorbringen, daß ihm für das, was ihm genommen ward, dreimal und zehnmal soviel gegeben wurde, so fiel diese Beschönigung jetzt weg, da er auf fernen Meeren fuhr. Und trotzdem hatte sie mit Willi nicht gebrochen und empfing sogar seine Besuche in ihrer

Wohnung, war ihm nichts anderes als eine Geliebte. Dies drückte sie oft, und wenn sie leichtsinnig darüber hinwegkommen wollte, mahnte sie das ernste, klagende Gesicht Claudius' an ihre Schuld. Sie liebte ihn doch, hundertmal inniger als Willi, der ihr ja nichts anderes als die bloße Befriedigung entbehrender Sinne bot. Aber sie war schwächer als diese gemeine, grob verlangende Sinnlichkeit, und sie hatte Willi nicht die Türe gewiesen und schenkte ihm ihren Körper, ihre Nächte, ihre Liebkosungen. Doch als sie das Telegramm in Händen hielt, das den Tod Claudius' meldete, hätte sie Willi nicht ins Gesicht schauen können.

Drei Wochen nach dem Telegramm erhielt Gabriele einen in Bombay aufgegebenen Brief, den Claudius geschrieben hatte. Er hatte diesen Inhalt:

„Mein liebes Gabrielenkind! Diesen Brief wirst Du zur rechten Zeit erhalten. Ich schreibe ihn, wo ich weiß, daß mir noch einige Tage gegönnt sind, aber auch nicht viel mehr. Bald nach meiner Ankunft in Bombay mußte ich mich ins Krankenhaus bringen lassen, in dem ich nun warte, bis es ganz zu Ende gegangen sein wird. Lange wird es nicht dauern, ich sehe es aus den Blicken der Ärzte, ich höre es aus ihren Worten, die mehr verschweigen als verraten, und es ist demnach Zeit, daß ich mich zum Abschiednehmen bereite. Du hast mir viel, viel Schönheit gegeben, Gabriele, und ich bin Dir heute

dafür dankbar, so wie ich es jederzeit war. Von allem, was nun zurückbleibt, verlasse ich Dich am schwersten, und ich muß es Dir, wenn Du es auch als grausam ansehen wirst, gestehen, daß ich oft in dem Gedanken schwelgte, Du würdest mit mir gehen. Nimm mir dies nicht übel, — es war nur Phantasie, nur der Wunsch nach etwas ganz Unerfüllbarem. Aber Du sollst mich nicht schnell vergessen, Gabriele, ich bitte Dich, sei mild und gütig und schenke mir oft Deine Gedanken. Deine Zukunft ist sichergestellt, alles Nähere wird Dir mein Rechtsanwalt mitteilen. Du wirst bei ihm auch noch die kleine Bedingung erfahren, die sich in meinem letzten Willen vorfindet und Dich betrifft. Ach, Bedingung, — es ist doch nur eine Bitte, ein heißes Begehren von mir, das mir seit Wochen nicht aus dem Kopfe ging. Du wirst nicht mit Sorgen zu kämpfen haben und sollst mir nur den einzigen Wunsch erfüllen: meine Wohnung sei künftig die Deine. Es dient mir zur Beruhigung, zu wissen, daß Du, wenn ich auch nicht mehr bin, wenigstens in den Räumen leben wirst, die jahrelang die meinen waren, in denen jedes Stück von mir redet, in denen ich Dich noch umgeben kann; dieselben Räume, die ja auch unsere Stunden seligsten, verschwiegengsten Glückes gesehen haben. Ich gehe ruhiger hinüber, Gabriele, wenn ich dies weiß, und Dir wird es kein Zwang sein, dort zu leben, die Erinnerungen an mich sollen Dich nie bedrücken,

wie ich ja selbst Dir auch nie eine Last war. Nimm diesen Wunsch hin als das Vermächtnis eines Dir unendlich Dankbaren, eines stets dem Tode nicht fern gewesenen Menschen, dem die Huldigung vor Deiner Jugend und Schönheit und Weiblichkeit das süße Glück letzter Jahre war. Wenn Du diesen Brief erhältst, weißt Du schon geraume Zeit, daß ich alles überstanden habe, — wisse nun auch, daß alles, was nicht sterblich ist an mir, bei Dir weilt, jetzt und allezeit, in einer Liebe, die nun wohl eine ewige genannt sein kann. Denn nichts mehr wird Dein Bild, Dein geliebtes, verdrängen. Bewahr mir Dein Gedenken, Gabriele! Dein Claudius.'

Kurz darauf war Gabriele in Claudius' Wohnung übersiedelt. Beim Rechtsanwalt hatte sie alles Nähere erfahren und konnte dem Testamente entnehmen, daß in großmütiger Weise für sie gedacht worden war. Die Wohnung Claudius', deren ganzes Inventar in ihr Eigentum fiel, war auf drei Jahre vorausbezahlt, und für diese Zeit mußte sie sich verpflichten, in ihr zu wohnen. Mit Freude ging sie diese Verpflichtung ein und brach beim Rechtsanwalt in fassungloser Rührung über all die Obsorge in schmerzliche Tränen aus, so daß der alte Mann die in tiefe Trauer Gekleidete kaum zu trösten wußte.

Nun weilte sie mit ihrem Mädchen in diesen ihr wohlvertrauten Räumen. Das Haus stand am Rande der Stadt, von einem kleinen Park umgeben,

in dem jetzt alle Beete blühten. Claudius' Wohnung umfaßte den ersten Stock. An das große Zimmer mit vier Fenstern, dessen eine Ecke in einen überhöhten, mit einem weichen, dicken Vorhang abgeschlossenen Erker überging, stieß das Schlafzimmer, dann noch ein Gastzimmer und die übrigen Räume. Am heimlichsten und wohnlichsten war es in dem großen Zimmer, in dem sie auch stets gewohnt hatten, wenn sie bei ihm zu Besuch war. Die Wände waren mit dunklem Holz verschalt, die eine Wand mit Bücherregalen bedeckt, an den anderen hingen schöne Stoffe, alte Bilder, zwei hohe Kasten standen neben der Türe in das Schlafzimmer, die Mitte nahm ein langer, mächtiger Schreibtisch mit vielen Schubladen ein. Hinter ihm, den Fenstern zu, stand ein breites Ruhebett, mit orientalischen Polstern überladen, so daß man sie erst zusammenwerfen mußte, wenn man sich auf ihm ausstrecken wollte. Da war sie oft gelegen, wenn Claudius am Schreibtisch saß, und es bedurfte nur einer geringen Wendung ihres Kopfes, um in sein Gesicht sehen zu können. Wenn sie dann ihre Hand hob und auf die Kante des Tisches legte, lag sie schon in Claudius' Reichweite, und sie ließ seine sanft darüber streichen, schloß die Augen und fühlte sich geborgen, im Schoß der Liebe und des zärtlichen Behütens. Nun war dies alles tot, was diesem Raum sein eigentliches Leben gegeben hatte. Aber der Türe, die in das Vorzimmer

führte, hing ein Bildniß Claudius'. Es war aus den Jahren, da sie ihn noch nicht gekannt hatte, aber er hatte sich seither nicht viel verändert. Es waren dieselben schmalen Wangen, der gleiche ernste Ausdruck in den Augen, dieselbe Haarwelle quer über den schöngebauten Kopf, der nun in fremdem Land ausruhte von allen Qualen der Gedanken, die je durch ihn gegangen waren.

Der erste Abend, den Gabriele in diesem Zimmer verbrachte, war von schmerzlichsten Erinnerungen durchschüttelt. Eine Stunde nach der anderen wachte auf, die sie mit Claudius hier verlebt hatte, und aus den Ecken und Winkeln, die im Halbdunkel lagen, da die umschirmte Lampe in der Mitte der Decke nur einen begrenzten Lichtkreis auf den Tisch und dessen nächste Umgegend warf, kam es ihr entgegen wie Claudius' Geist, und sie wäre nicht erschrocken, wenn sie auf einmal seine leise, wohlklingende Stimme vernommen, wenn er sie zu sich gerufen hätte. Sie wäre von ihrer Ruhestätte aufgestanden, um den Tisch gegangen, — und hätte den leeren, verlassenen Stuhl davor gesehen. Ihre Gedanken waren erfüllt von Claudius, und wehmütig lächelnd dachte sie seiner letzten Sorge, sie könnte seiner rasch vergessen, und dieser lieben Nachhilfe, die das Vergessen dadurch hinauschieben sollte, daß sein letzter Wunsch sie in diese Räume zwang. Claudius brauchte ohne Sorge sein. So rasch wurde er nicht vergessen.

Die Tage dieser Frühlingswochen vergingen für Gabriele, einer wie der andere. Das Mädchen war der einzige Mensch, mit dem sie Verkehr pflog. Ihm erzählte sie, wenn sie zu Hause saß, von Claudius, mit ihm ging sie nachmittags in das Grüne hinaus, selten in die Stadt. Willi hatte sie, seit sie die Nachricht von Claudius' Tode erhalten, nicht mehr gesehen. Zwei Briefe von ihm waren unbeantwortet geblieben, und weiter drängte er nicht. Er achtete wohl ihre Trauer. Sie selbst dachte gar nicht mehr an ihn, er war ausgelöscht aus ihrem Leben, in dem der Tote einen immer größeren Platz einnahm. Des Abends saß sie noch lange in seinem Zimmer, wenn auch das Mädchen sich schon zur Ruhe begeben hatte. Und in einer späten Nachtstunde, als sie vor Claudius' Schreibtisch saß und durch das offene Fenster dann und wann ein kühler Luftzug bis zu ihr hin hereinstrich, faßte sie plötzlich einen Entschluß und drehte den in der Lade steckenden Schlüssel um. Bisher hatte sie Kasten und Tisch versperrt gelassen, trotzdem überall die Schlüssel staken. Sie wollte alles unberührt so lassen, wie es zu Claudius' Lebzeiten gewesen war. Sie wußte nicht, war es mehr Sehnsucht oder Begierde, was sie nun zum anderen veranlaßte, Sehnsucht nach den Dingen, die mit dem Geliebten in Berührung gestanden hatten, oder die Neugier, mehr von seinem Leben zu erfahren, als sie wußte. Sie kannte ja

eigentlich so wenig davon, sie konnte sich nur ungefähr vorstellen, wie dies Leben war, das er geführt hatte, ehe sie ihn kannte. Ein wenig ernster als das seiner Altersgenossen, da ihm sein kränklicher Zustand jedenfalls mancherlei Zurückhaltung auferlegen mochte, ein wenig ernster auch deswegen, da er seiner Veranlagung nach nicht den leichtesten Dingen der Welt zugewandt war. Vielleicht mochte er auch mit den Frauen weniger zu tun gehabt haben. Sie konnte sich nicht gut denken, daß er allzuviel in Frauenarmen geruht habe. Er war ein stiller Mensch gewesen, man mußte ihn gut kennen, um sich von ihm beglückt zu fühlen. Und wie wenig Frauen und Mädchen gibt es doch, die sich tatsächlich Zeit nehmen und die Geduld besitzen, um auf den tiefinneren Gehalt eines Mannes zu dringen.

Gabriele schob die Lade heraus und suchte, als ob sie sie schnell wieder schließen müßte, ihren Inhalt mit einem einzigen Blick zu umfassen. Da lag ein Revolver. Sie nahm ihn und legte ihn wieder zurück. Er war in allen sechs Läufen geladen. Kleinkram war wirt durcheinander geworfen, ein paar gleichgültige Rechnungen, Briefpapier, eine halbvolle Zigarettenkassette, Ringe, eine Uhrkette. Weiter unten stieß sie auf ein Blatt mit Claudius' Handschrift. Es war ein begonnener und nicht vollendeter Brief an sie. Von anfangs November des vorigen Jahres. November? Sie dachte nach. Ja

richtig, das war die Zeit, in der seine Leidenschaft so emporgelodert war. Sie nahm das Blatt und las: „Liebe Gabriele! Mit mir steht es nicht gut, und ich fürchte jeden Tag, jede Nacht, ich werde Dich verlassen müssen. Ehe dies geschieht, möchte ich Dir noch etwas sagen, was mir seit geraumer Zeit auf der Zunge liegt, und weiß nicht, wie ich beginnen soll. Ich möchte Dich nicht kränken, aber ich will, daß es klar sei zwischen uns beiden . . .“ Da brach der Brief ab. Gabriele sann nach. Was war unklar gewesen zwischen ihnen? Sie schüttelte verständnislos den Kopf. Nein, mein Lieber, da hast du dich wieder vergebens gequält! Aber vielleicht konnte sie etwas entdecken, das ihr diesen Briefanfang verständlicher machte. Und sie suchte und kramte weiter. Stieß aber nur auf Dinge, wie sie sich eben im Laufe eines Lebens ansammeln, solche, die man täglich zur Hand nimmt, und solche, die man in die Lade gibt und die darin ihren langen Schlaf schlafen, vergessen und unbeachtet, bis sie irgend ein Zufall wieder einmal an das Tageslicht bringt. Jetzt hieß der Zufall Gabriele, die jedes Zettelchen und jedes Bleistiftstück, das ihr in die Finger kam, sorgsam auf den Schreibtisch legte, um es dann wieder einzuräumen.

Sie schob die Lade zurück und sperrte eine andere auf. Die war vollgefüllt mit Briefen, in Bündel gebunden. Nur ein Pack lag lose, und die Briefe

staken noch in den Hüllen, die bei den Bündeln fehlten. Alle trugen dieselbe Schrift, eine Frauenschrift. Erst zuckte sie zurück, dann nahm sie den obersten, der wohl der jüngste sein mochte, und schickte sich an, ihn aus dem Kuvert zu ziehen. Sollte sie ihn lesen? Sie zögerte noch. War es ein Bruch irgend eines ungeschworenen Gelöbnisses, den sie jetzt begehen wollte? Nein, sagte sie sich. Sie verzehrte sich doch in der Begierde nach allem, was mit seinem Leben irgend etwas zu tun und in ihm eine Rolle gespielt hatte, sie wollte doch hineinwachsen in dies Leben eines Verstorbenen, auf daß alles Fremde an ihm niedersinke und sich ihr all seine Geheimnisse erschließen. Von jeder Hülle befreit wollte sie ihn jetzt besitzen, so konnte er ihr näher kommen, als er es je in seinem Leben war. Und dann war sie doch die rechtmäßige Besitzerin alles dessen, was diese versperrten Fächer in sich bargen, und vielleicht hatte Claudius diese Bestimmung gerade in dem unausgesprochenen Wunsche getroffen, daß sie einst Mitwisserin auch der letzten Dinge werde, die er ihr noch verschwiegen hatte. Nein, sie that nichts Unrechtes, sie zog den obersten aus der Hülle und las die ersten Zeilen, blickte dann auf das Datum, und las mit steigender Verwunderung weiter. Eine ins Innerste getroffene Frauenseele bäumte sich in diesen Seiten auf, die den Brief einer brüsk und grausam Verlassenen bildeten. Das merkwürdigste aber war das

Datum. Der Brief war zu der Zeit geschrieben, da sie Claudius kennen gelernt und er sie gebeten hatte, alles zu lassen und ihm zu gehören. Er hatte mit dieser Frau also ihretwegen gebrochen, mit einer Frau, zu der er, wie aus diesem Briefe hervorging, seit einigen Jahren in den engsten Beziehungen gestanden hatte, und die zudem nicht, wie es sonst oft Brauch der Verlassenen ist, sich in wilden Klagen oder Verwünschungen erging, sondern deren Schmerz sich nur in Worten namenloser Qual, ohne jede Anklage, äußerte. Claudius! Wie sehr mußte er sie, Gabriele, geliebt haben, um diese Frau zu verlassen. Sie ließ den Briefbogen sinken und lehnte sich in den tiefen, breitarmigen Stuhl zurück. Wie war dies doch im Anfange, da sie sich kannten? Sie konnte sich nicht entsinnen, an Claudius irgendwelche Zeichen großer seelischer Erregungen bemerkt zu haben. Er verbrachte die Tage in ruhigem, gezügelm Gleichmaß, war liebenswürdig werdend zu ihr, von feiner, ernster Gelassenheit. Wie konnte er dies nur, da er doch in diesen Tagen solche Briefe erhielt? War er so stark Herr seiner Gefühle, oder hatte er die Liebe zu dieser Frau — und er mußte sie nach all dem, was sie schrieb, einst sehr geliebt haben, — schon seit Monaten als etwas Abgestorbenes, Verwesendes in sich umhergetragen? Sie steckte den Brief in die Hülle, legte ihn zu den anderen und sperrte die Lade zu. Die übrigen konnte

sie an diesem Abend nicht weiterlesen. Ein Tor zu einem unbekanntem Raum seines Lebens, seiner Seele, war ihr geöffnet worden, und ihr Blick war zu verwirrt, als daß sie ruhig hätte hineinschreiten können. Aus dem Rahmen über der Thür blickte Claudius gemessen und nachdenklich herab, — sie sah lange auf ihn, ehe sie sich ins Schlafzimmer begab und erst nach zwei, drei Stunden unfruchtbarern Grübelns vor Müdigkeit und Trostlosigkeit in einen unruhigen Schlummer fiel.

Jeden Tag fühlte sie sich nun versucht, den Schlüssel wieder umzudrehen und die Lade mit den Briefbündeln zu öffnen. Es zog sie mit unbekannter Gewalt hin, und sie widerstand. Das Bild droben schien ihr zuzunicken: „Tu's, Gabriele, tu's!“ und sie konnte sich nicht entschließen. Endlich aber hatte sie doch nachgegeben, saß vor der offenen Lade und hatte den Pack der nicht zusammengeschnürten Briefe vor sich. Sie nahm den untersten und sah, daß er über drei Jahre älter war als der jüngste. Sie las die Poststempel: Wien, Bozen, dann gab es italienische, schweizerische, französische Marken. In einem griff sie etwas Steifes, ein Bild. Sie zog es hastig heraus. Ein nicht mehr ganz junges Antlitz mit großen, wunderschönen, etwas müden Augen blickte ihr entgegen. „Du warst also meine Vorgängerin!“ sagte Gabriele halblaut. Lange ertrug sie aber den Blick dieser Frauenaugen nicht, in

denen sie stille, anklagende Vorwürfe zu lesen vermeinte. Nein, diese Briefe, die sie so eng mit ihrem eigenen Leben verwachsen dünkten, konnte sie nicht lesen! Das wäre wie ein Wühlen in lebendem Fleisch gewesen, eine grausame Wollust, deren sie sich nicht fähig fühlte. Das konnte Claudius nicht wollen. Sie schob die Briefe zusammen, legte sie zurück, griff ein anderes Bündel heraus und löste die Schnur. Ihr erster Blick galt dem Jahr, in dem die Briefe — gleichfalls von Frauenhand — geschrieben waren. Sie atmete auf. Die lagen zehn Jahre zurück. Sie nahm das Bündel, legte sich auf die Ottomane vor dem Schreibtisch und begann nun zu lesen, vom ersten angefangen, aber je näher sie dem Ende kam, immer flüchtiger. Die Briefe mochten sich auf ungefähr zwei Jahre erstrecken. Die Schreiberin hieß Maria, und nach dem Inhalt ihrer anscheinend stets schnell hingeworfenen Zeilen hatte sie Claudius mit einer Glut geliebt, die ebenso rasch angefaßt worden war, als sie wieder in sich zusammensank. Sie war verheiratet. Zwischen den Briefen lagen viele mit der Rohrpost gesandte Karten, fast stets des gleichen Inhaltes: „Komm! E. ist fort und ich habe Sehnsucht nach Dir.“ Oder ähnliche Worte. E. hieß Erich und war ihr Mann. An diesem Abend nahm Gabriele noch mehr als dies eine Bündel vor. Alle mit Briefen von Frauen oder Mädchen. Claudius hatte in dieser Lade die

Zeugen seines ganzen Liebeslebens aufgestapelt. Und er wurde viel geliebt. Von mancher, zu der er durch Monate oder ein paar Jahre im engsten Verhältnis gestanden hatte, fand sich noch aus jüngster Zeit, nach langen Pausen des Schweigens, dem ein schmerzlicher Bruch oder ein mähliches Entschlummern der Leidenschaft vorangegangen war, irgend ein Zeichen der Erinnerung vor, eine in plötzlichem Gedenken geschickte Karte oder ein Schreiben, das noch von freundschaftlicher Zuneigung eingegeben war. Das letzte Bündel, das sie in dieser Lade fand, waren Briefe von Claudius selbst, an eine geliebte Edith, schwärmerische, glühende Briefe des Zwanzigjährigen, die ihm dann später zurückgeschickt worden waren. Der noch immer übliche Austausch zwischen zwei Menschen, die endgültig nichts mehr von einander wissen wollen, oder von denen wenigstens der eine alle Spuren und Erinnerungen getilgt haben will. Gabriele blickte zu Claudius' Bildnis empor: Du Vielgeliebter und wohl oft Gehaßter und Verdammter, wie bist du gerade zu mir gekommen? Was habe ich dir geboten, daß du meiner wegen eine andere in höchster Pein zurückgelassen hast? Ich liebe dich, du Toter, den so viele gestreichelt und verwöhnt haben, ich liebe dich heute, wie ich dich geliebt habe, als dein Mund noch sprechen, dein Auge noch zärtlich auf mir ruhen konnte. Unwillkürlich legte Gabriele ihre Hand auf die Kante des Tisches, wie so

oft, wenn sie den Wunsch gehabt hatte, mit Claudius durch diese leise körperliche Berührung verbunden zu sein. Die Hand blieb unberührt, keine Stimme könnte in das Schweigen, sie war allein. Verlassen, wie die vielen. Und für immer verlassen, während doch die eine oder andere von diesen, deren Briefe durch ihre Hände gegangen, von dem Tode Claudius' noch keine Kenntniß haben mochte und noch immer auf eine Stunde hoffen konnte, in der er am Ende, einer plötzlich wiederkehrenden Neigung folgend, auf einmal zurückkommen werde, voll Sehnsucht nach ihr. Zu ihr würde er nie mehr kommen. Er war tof.

Es war Gabriele in diesen Tagen, als ob sie ein anderes Leben träumte, das des Geliebten, und sie wanderte durch die Räume wie eine aus allem Irdischen Gehobene. Sie strich mit leichter Hand über die Wände, über seine Bücher, sein Bett, — das war alles er, der sie umgab. Und hatte sie vor einem Tag noch das schmerzliche Gefühl, daß er ihr ewig verloren sei, so wußte sie heute, daß er in alle Ewigkeit bei ihr sei und ihr gehöre, als etwas Untrennbare, als ein Stück ihres eigenen Selbst. Sie empfand dies nicht als Grauenhaftes, sondern vielmehr als innigstes Verbundensein mit etwas nie mehr Vergehendem. Die Laden des Schreibtisches hatte sie alle durchsucht, hatte auch noch weitere Briefe gefunden, von Freunden, und das Leben, das Claudius geführt hatte, ehe sie bei ihm war, barg nicht

viel Fremdes mehr. Es war ihr vertraut und lieb wie das eines Bruders, der viele Wege gegangen war, auf denen ihn die Schwester nicht begleiten konnte, der aber stets wieder zurückgekehrt war, und der am Ende alles, alles, was er zurückgelassen, Gedanken und Wünsche und Erlebnisse, in ihre Hände gelegt hatte. Nur eine einzige Lade noch war verschlossen. In deren Schloß paßte kein Schlüssel. Gabriele überlegte lange. War es Claudius' Wunsch, daß sie dies Fach nicht öffnen sollte? Oder war es nur ein Zufall, daß sich der Schlüssel hierfür nicht finden ließ? Nach mehreren Tagen des Zauderns ließ sie, da sie stundenlang voll Unruhe stets an diese verschlossene Lade denken mußte, den Schlosser kommen und aufsperrn. Zögernd ging sie daran, den Inhalt zu durchforschen. Vergilbte Papiere lagen obenauf, Dokumente, Taufscheine, alte Photographieen in vergangenen Trachten, von seinen Eltern wohl und Verwandten. Ein Myrtenkränzlein und ein brüchiger Schleier. Beides mochte seine Mutter getragen haben, die er so wenig gekannt hatte. Und weiter Familienpapiere, Zeugnisse, Urkunden, Vermögensnachweise, und wieder Bilder. Auch von ihm selbst, aus seiner Knabenzeit, aus seinen Jünglingsjahren. Lange betrachtete sie diese blaßgewordenen, unmodischen Bilder, sah, wie schon damals ein nachdenklicher, herber Zug dem jungen Gesicht etwas Strenges und seinem Alter Voraus-

eilendes gegeben hatte. Du lieber kleiner armer Bub! Und die Wangen waren schmal und die Augen ängstlich. Er war ja ein Sorgenkind gewesen von klein auf. Unter all den Papieren und Bildern begraben fand sie ein in Leder gebundenes Buch. Sie schlug es auf und erkannte Claudius' Schrift. Also doch noch etwas ganz Eigenes von ihm, jubelte sie. Und sie nahm es und streckte sich auf ihren Ruheplatz vor dem Schreibtisch, um es bedächtig Seite für Seite zu durchblättern. Sie war ein wenig enttäuscht. Es waren Aufstellungen von Einnahmen und Ausgaben. Das hätte sie wissen können, daß es Claudius' Wesen entsprach, hauszuhalten. Dann kamen viele leere Seiten. Im letzten Drittel begannen aber wieder Aufzeichnungen. Diesmal anderer Art. Eindrücke und Notizen von Reisen, — erst vier Jahre zurück. Anmerkungen über gelesene Bücher, gehörte Vorträge, gesehene Bilder, kurz hingeschriebene Zeilen über Erlebnisse des Tages. Aber nur im gedrängten Stil des Chronisten, der sich an das nackte Tatsächliche hält und alles übrige dem nachhelfenden Gedächtnis überläßt. Doch auf einmal war von ihr die Rede. Nur ganz kurz stand hier: „17. Oktober. Gabriele kennen gelernt.“ Dann weiter: „2. November. Ich sehe Gabriele fast täglich im Theater. Ihretwegen gehe ich in Kreise, die ich sonst meiden würde.“ — „19. November. Gabriele sagte mir zu. Ich bin ihr dankbar. Nun kommt

wieder Helle und Freude in mein Leben." Gabriele blickte zu Claudius empor über die Thür und umfaßte mit zärtlichen Blicken sein Bild. Du Lieber! Dann las sie weiter. Da gab es eine große Lücke in der Zeit. Es folgten Bemerkungen, die sich nicht mehr mit ihr befaßten, Notizen über andere Dinge, so wie die vorangegangenen. Erst mit dem Sommer des vorigen Jahres kam wieder ihr Name in das Buch. Das war, als sie beide an das Mittelmeer reisten, kurze Anmerkungen, die er jedenfalls nachträglich nach unterwegs gemachten Notizen in das Buch geschrieben hatte. Fast aus jeder Stadt, in der sie gewesen waren. Gabriele las langsam, wie in wiederkehrendem Genuß dieser schönen sonnigen Wochen. Dies Reisetagebuch schloß kurz mit einem Datum ab und dem bloßen Worte: „Heimkehr.“ Dann kam erst wieder eine Zeile aus dem Herbst: „Ich fühle mich schlechter als je. Wie lange wird es noch dauern?“ Hierauf folgte ein leerer Raum auf der erst begonnenen Seite, Gabriele blätterte um, las auf der nächsten Seite das Datum — 23. Oktober — und zwei, drei Worte, die folgten, und ihr Herz drohte in starrem Entsetzen stehen zu bleiben. Ihr war, als ob sie aufschreien mußte, aber eine kalte, harte Hand ihr eilends den Mund verschlossen und den Schrei erstickt hätte. Sie schaute unwillkürlich zu Claudius' Bild hinauf, und seine Augen nickten ihr zu, so wie vor wenigen Tagen, als sie geögert hatte,

die Briefe zu lesen, nickten ihr auch jetzt zu, als ob sie sagen wollten: „Lies weiter, Gabriele, lies weiter!“

Und sie mußte weiterlesen: „23. Oktober. Gabriele befrügt mich.“ — „25. Oktober. Gabriele befrügt mich. Nun weiß ich es bestimmt. Als sie mich heute verließ, folgte ich ihr nach wenigen Minuten, konnte ihr unbeobachtet durch die Straßen folgen. Ein Herr wartete ihrer, den ich flüchtig aus der früheren Zeit kenne.“ — „26. Oktober. Heute dasselbe. Gabriele ging wieder mit ihm. Warum tut sie das? Was fügte ich ihr Ublees zu? Ihr gehört jetzt doch das ganze Sinnen meines erlöschenden Lebens.“ — „5. November. Gabriele ist, wenn sie zu mir kommt, fröhlich und aufgeräumt. Anders, als noch vor kurzem. Und ich weiß, daß sie da jedesmal von ihm kommt oder zu ihm gehen wird. Und ich weiß, daß Gabriele, wenn ich ihr dies ins Gesicht sage, für mich verloren ist. Was hätte ich von dieser Genugthuung? Ist's nicht genug, daß ich allein der Wissler bin?“ — „7. November. Wenn Gabriele nicht bei mir ist, verzehre ich mich in Qual und Begier und fühle mich gepeitscht von dem Würdelosen, in das ich immer tiefer sinke. All meine Kraft verschleudere ich an sie, mein ganzes Denken gehört ihr. Soll ich nun gestraft werden für vieles Leid, das ich über Frauen gebracht habe? Vielleicht ist es so.“ — „8. November. Ich leide unsagbar. Ich winde mich in Schmerzen, in die mich Gabriele, die

Ahnungslose, jede Stunde stürzt. Oft, wenn sie in meinen Armen ist, möchte ich es herausschreien, und es wäre mir vielleicht eine Erlösung: Aber ich presse die Lippen mit unmenschlicher Kraft zusammen. Sie soll nichts hören, sie soll nichts wissen.“ — „20. November. Lange Untersuchung des Arztes und ein bedenkliches Wiegen des Kopfes. Sie sind rapid heruntergekommen die letzten Wochen, sagte er. Und stellte dann eine vertrauliche Frage, der von mir eine nur halb wahre Antwort folgte. Aber er erriet wohl, was ich verschwieg. Wenn mir mein Leben lieb ist, schleunigst auf und davon. Das letzte, was man den Kranken meiner Art verordnet: Wochen über See. Und allein, allein, schärfte er mir noch wiederholt ein.“ — „23. November. Seit vorgestern weilt Gabriele Tag und Nacht bei mir. Sie weiß, wie es mit mir steht, und ist von rührender Hingabe und Liebe. Mitleidig sind sie ja alle.“ — „25. November. Ich fahre ins Sterben. Gabriele gibt dem Trauerzug das Geleite bis ans Meer. Dann kehrt sie zurück zu ihm. Aber ich schweige. Warum muß mein Leben so häßlich ausklingen?“

Diesen Worten folgten nur mehr leere Blätter. Gabriele lag erst regungslos, als ob sie ein Mörder mit wuchtigen Schlägen betäubt hätte. Dann schrie sie, das Mädchen stürzte herein, sah das verzerrte, angstvolle Gesicht seiner Herrin und brachte sie, selbst in größtem Schrecken, zu Bett.

Eine Woche lang verließ Gabriele nicht ihr Schlafzimmer, kaum ihr Bett. Das Mädchen ging ein und aus, seine Fragen fanden selten eine Antwort, mit offenen Augen lag Gabriele stundenlang im Bett, oder sie saß am Fenster und starrte in den Garten hinaus, in dem der Frühling sich mählich zum Sommer wandte. Sie war nicht zu bewegen, das Zimmer zu verlassen, und mit Schauer blickte sie zur Türe, die in das nebenstehende mit den vier Fenstern führte. Dort drinnen wohnte das Grauen. Alles war zusammengestürzt, ihr Traum, in dem sie wie eine Schlafwandlerin umhergegangen war, der Traum seines Lebens, das das ihre gewesen war. Alles war beschmußt und in den ekelsten Kot gezogen. Claudius hatte gewußt, daß sie ihn betrogen hatte, und dies stumm und dulddend getragen. Sie hatte ihn nicht betrogen, schrie es in ihr auf. Wer war dieser, den sie Claudius vorgezogen hätte? Sie wußte es nicht mehr. Er war vergessen und tot, irgendwer, der sich zu ihr gedrängt hatte. Er war tot. Aber Claudius lebte, und lebte mit jedem Tag mehr. Und in Nächten, da sie schlaflos im Bette lag, stand er plötzlich vor ihr, ohne Laut durch die Türe gekommen, und sah sie mit ernstestn Augen an, sprach aber kein Wort. So oft sie ihn auch in unsagbarer Angst anslehte: „Claudius, sprich, sprich, — vergib mir, wenn ich Böses getan, — ich weiß es ja nicht —“ — er blieb stumm und sah sie an, und

wandte sich erst nach langen Minuten, lautlos wieder durch die Türe verschwindend, in sein Zimmer zurück.

In der zweiten Woche kam ein Tag, da fühlte sich Gabriele, als sie erwachte, sonderbar frisch. Sie hatte einen traumlosen Schlaf vieler Stunden hinter sich. Und sie sah klar, und fast wie befreit von einer schweren Last, in den Frühlingsmorgen hinaus. Vogelgezwitscher drang ins Zimmer und die helle Sonne und der Geruch vieler Blumen. An diesem Tag, der wie neu von jungem Leben angefüllt war, öffnete Gabriele die bis dahin versperrt gehaltene Türe in das Nebenzimmer und trat ruhig und ohne jedes Angstgefühl in diesen Raum, der sie an die zehn Tage nicht gesehen hatte. Auf dem Ruheplatz vor dem Tisch lag noch das in Leder gebundene Buch. Sie nahm es und gab es in die Lade zurück, wieder unter die Familienpapiere und die alten Photographieen. Dann warf sie einen Blick auf das Bild über der Türe. Es sah ruhig und gleichgültig in das Zimmer. Claudius war ja tot. Ja, nun war er tot, dachte sie mit Schmerz. Nun war er tot. Warum hatte er all das, was er im Leben verschwiegen, nicht mit sich ins Grab genommen? Hätte er nicht ahnen können, daß dies Buch einmal in ihre Hände gelangen und ihr Leben vergiften könnte? Mitleidig sind sie alle, schrieb er. Ich gehöre nicht zu den Mitleidigen, empörte es sich in ihr, ich bin nicht eine von

den allen. Und wenn der Sinn des Vermächtnisses der hätte sein sollen, daß sie nun in der Qual der Selbstvorwürfe vergehen sollte, so wollte sie dieser Absicht den ganzen Troß ihrer Jugend entgegenstellen, dem geheimen Wunsch des Toten, der Tausende von Meilen entfernt verweste, die biegsame Kraft der Lebendigen, die noch jeden Toten überwunden.

Claudius kam nächstens nicht mehr zu Gabriele. Und sie fühlte sich wie für immer befreit und konnte es kaum mehr verstehen, wie sie ungezählte Tage in diesem widernatürlichen Bann gewelt und das ganze wirkliche Leben rings um sie nicht beobachtet hatte. In der dritten Woche schrieb sie an Willi, er solle kommen. Er kam. Sie speisten des Abends in dem großen Zimmer. Willi war aufgeräumt und lieb wie immer und wußte viel zu erzählen, für das Gabriele Interesse besaß. Sie hatten sich ja einige Monate nicht gesehen. Seine Anwesenheit tat ihr ungemein wohl und wirkte, als ob alles Alte, Vergangene, das sich in diesem Zimmer angesammelt hatte, nun den Weg durch die offenstehenden Fenster hinaus nehme. Aus allen Ecken und Winkeln kroch es hervor und löste sich aus diesem Raum. Gabriele hatte den Schirm von der Lampe genommen, und es gab kein Dunkel im Zimmer. Alles lag im klaren, deutlichen Licht, alles war wieder wirklich und greifbar. Gabriele atmete auf und gab sich

ganz der Fröhlichkeit dieser Stunden hin. Das Mädchen kam und brachte Wein, und sie stießen auf neu beginnende Freundschaft an. Es wurde spät, und als Willi im Drängen, das sich schwer mehr zügeln ließ, ihrer begehrte, wehrte sie sich nicht. Willi löste ihr die Kleider, löste ihr Haar, das ins Kupferbraune schimmerte, und sie sanken auf den Ruheplatz vor dem Schreibtisch. Gabriele hörte stammelnde Worte, die wie ein ferner Klang an ihr Ohr tönten, und fühlte ihr Herz stark und hart schlagen. Nach einer Weile sah sie in das hübsche, gesunde Gesicht, auf dem ein Anflug von Müdigkeit und Gesättigtsein lag, und auf die halbgeschlossenen Augen, die in knabenhafter Freude am Besitz auf ihr ruhten. Lächelnd gab sie ihre Finger auf seine Lider, zog sie empor und sah, wie das runde Blau ihr entgegenstrahlte. Dann wandte sie ihren Blick, ohne daß sie wußte, warum sie es that, nach links, empor zum Bild über der Türe, und sie schrie. Es hatte Leben bekommen, und die Augen Claudius', die nun tief in ihren Höhlen lagen, funkelten sie in grausamster Rachsucht an. Gabriele sprang auf, halbenblößt wie sie war, riß die Lade des Schreibtisches auf, griff zum Revolver und schrie: „Ein Ende, Claudius, — ein Ende — du bist tot, tot, tot, — tot!“ Und schoß, ehe Willi es wehren konnte, auf das Bild, einmal, zweimal, in rasender Geschwindigkeit. Es war verschwunden.

Aber der Vorhang vor dem Erker rührte sich, und ihn langsam zurückfallen lassend, schritt Claudius, blutigen Antlitzes, drohend auf sie zu. Gabriele brüllte auf und schoß, — schoß nach Claudius, bis er fiel. Doch im gleichen Augenblick stieg er nun aus dem Fenster herein in das Zimmer, Blut im Gesicht, Blut an den Händen, — und aus dem Schlafzimmer kam er geschlichen, — und aus dem Kasten, der im Winkel stand, — überall Claudius, und immer blutender und immer furchtbarer und drohender, und nun war er ganz nahe an ihr, und seine Hand griff an ihr Herz. Gabriele schrie und schoß wild um sich, und gab den letzten Schuß auf die Hand ab, die ihr Herz zerpressen wollte, und dann knackte der Hahn nur mehr auf den leeren Lauf, und Gabriele sank zu Boden. Aus ihrer Brust, nahe dem Herzen, rieselte das Blut. Vergebens bemühten sich Willi und das Mädchen um sie. Sie kam nicht mehr zu sich, und ehe der Arzt in das Zimmer trat, waren ihre Augen gebrochen.

Feigling

Die Stunde ist lockend und entbindet einen aller Schwere. Man sitzt auf der Terrasse am See, der draußen wie ein dunkles Geheimniß ohne Glanz im Abend ruht. Nur dann und wann blitzt ein Licht auf, fährt der lange Streifen vom Scheinwerfer des italienischen Zollbootes über die schwarze Fläche, und man sieht Wellen glitzern. Der Himmel funkelt von Sternen, die nicht leuchten. Sieht man eine Minute lang hinaus in dies Dunkel, in diese grenzenlos scheinende Weite, fröstelt man unwillkürlich. Ein Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit, der verschwindenden Nichtigkeit stellt sich ein. Man kehrt gerne wieder zurück mit den Augen. Ringsum an den Tischen, unter blau zuckenden Bogenlampen, fröhliche, plaudernde Gäste, Eleganz, Lebenslust, Jugend. Neben ihm dieses schlanke, hübsche, angenehme Mädchen, mit der Mutter, mit einem Bruder. Eine Bekanntschaft der Reise. Eine Woche schon trifft man sich täglich. Liegt zu dritt im Bad und läßt sich die Sonne auf Nacken und Arme brennen, schwimmt mitsammen hinaus, freut sich dieser jungen schlanken Glieder, die neben einem

ohne Mühe durch das grüne Wasser vorwärtsstoßen, — oder man liegt schweigend im Segelboot, läßt den Wind arbeiten und träumt von tausend Dingen. Geht über Land, auf die Berge, kommt staubig, schmutzig, erhitzt nach Hause, und sitzt eine halbe Stunde später tadellos rein und neugekleidet im Hotel. Er denkt sich: kann es ein schöneres Kennenlernen eines Menschen geben, als in solchen Tagen, wo er sich so vielfältig zeigen muß, mit allen Vorzügen, die ihm die Natur mitgegeben? Wie indianerbraun sich die glatte, weiße Haut dieses Mädchen-gesichtes verfärbt hat! Es würde schwer gehen, fällt ihm plötzlich ein, wenn sie jetzt erröten müßte.

Zwei Spieler mit Mandoline und Gitarre kommen. Zupfen sentimentale italienische Weisen. Locken die Sehnsucht nach dem Lande, das tiefer im Süden liegt, locken die Sehnsucht nach weiblichen Gnaden, nach weichen Händen, nach heißen Blicken. Er sieht in Leontinens Augen, da er fühlt, daß sie schon eine Weile auf ihm ruhen. Er fängt einen Blick auf, der flehend ist und übermächtig gewordene Neigung verrät. Seine Hand zuckt nach ihrer Linken, die im Schoße liegt, und dieser Händedruck, würde er jetzt gegeben, wäre mehr als eine Berührung, ein Griff, eine Zärtlichkeit. Er wäre ein Versprechen, ein Gelöbniß, das fest und unaufhörlich bindet. Das durchfuhr ihn plötzlich: gebe ich jetzt meine Hand auch nur ganz vorsichtig, ganz leise und

kaum merkbar dorthin, so klammern sich schlanke Mädchenfinger um sie, die ihrer schon ungeduldig harren. Wenn sie auch wieder losgelassen würde, es wäre doch auf einmal ganz, ganz anders geworden. Und alles ginge automatisch weiter: den Abend über ein stummes, stets sich wiederholendes Verkramphen der Finger, wo sie sich nur finden, man würde nicht müde des Spieles; dazu die stumme Sprache der Augen, der Mund ist qualvoll geschlossen, so daß es fast schmerzt, und die Augen überhaften sich in Worten und Sätzen, — soviel könnten die Lippen niemals sagen, so reich an Ausdruck und Einfällen und Wandlungen ist die Sprache gar nicht, die ja doch nur mühselig nachhinkt. Dann die Stunde des Nachhausegehens. Mutter und Bruder voran. Nun kommen die ersten, kurzen Worte, die nur einen kleinen Teil jener Unendlichkeiten wiedergeben können, in deren Besitz man sich weiß. In einer Viertelstunde, ach was, — in fünf, in einer Minute dieses Alleinmiteinandergehens wird der ganze Inhalt der Zukunft bestimmt. Die ersten Koseworte, das erste Küssen, das erste Aneinanderdrücken, — die ersten schmerzlich-wonnigen, durchschauernenden Vorfreuden eines Besitzes. Alles Dinge, deren verwirrende Schönheit man stärker und voller zu genießen meint, als je ein anderer es getan, — Dinge, die eines verpflichtenden Händedruckes unterm Tisch, während des Spieles dieser Mando-

linen- und Gitarrenzupfer, wohl wert wären. Leon-
tine ist ein hübsches, kluges, wohlherzogenes Mädchen,
mit allen möglichen guten Eigenschaften. Es würde
einen Mann nicht unglücklich machen.

Aber mit diesem Heimweg am Strand, der er-
sten Seligkeiten voll, ist es nicht abgetan. Elf Uhr
wird es sein, wenn er sich vor dem Hotel verab-
schiebet. Noch nie lag in den Abschiedsworten ein
solcher Ton. Verheißend, sehrend, bangend, —
nein, der Ton ist ein anderer: glücklich, siegesbewußt,
besitzesfreudig, fast herrschend. Er küßt der Mama
die Hand, sagt zu dem jungen Gymnasiasten ein
burschikoses ‚Servus!‘, wie zu einem erwachsenen
Freunde, dann wird er noch ins Café gehen am
Platz, der vor dem Hafen liegt. Dort verbringt er
allabendlich eine Stunde, an einem kleinen Tischchen
vor den Bogengängen aus alter Zeit, seine Zigarette
rauchend, in die Ferne sinnend, und sich seiner Frei-
heit freuend, der unbegrenzten. Stets im Bewußt-
sein, über alle Möglichkeiten des Lebens verfügen
zu können, frei wie der Vogel, flüchtig und schnell
wie die Schwalbe.

Er wird also auch heute eine Stunde vor dem
kleinen Kaffeehaus sitzen. Die Nacht ist warm, die
Gespräche der noch spät Vorübergehenden werden
an sein Ohr klingen, am Hafen trällert eine junge
Stimme irgend eine der unbekanntnen Weisen, die
hier in allen Gassen aufklingen und einen neugierig

und sehnſüchtig machen. Die großen, ſchweren, ſchmutzigen Boote mit den haushohen Segelmaſten und den bleichen, von Wind und Wellen verwaſchenen Gallionsfiguren, die einen faſt an Geſtalten im Panoptikum erinnern, wiegen ſich langſam und bedächtigt im Waſſer, das voll Unrat iſt. Von der Uhr am ſchlanken Turm des Municipio fallen die Viertelſtundenschläge, wenige Sekunden ſpäter antwortet in der Ferne die Kirchenguhr, heller, ſchleuniger, als ob ſie nachkommen müßte. Es iſt eine Nacht, in der man wachend aus einem Traum in den anderen ſinken könnte. Aber er wird wohl nicht von fernen, phantaſtiſchen und gefahrvoll lockenden Dingen träumen, wie ſonſt zu dieſer Stunde. Das iſt vorbei. Seine Gedanken ſtoßen heute an eine Wand. Er fühlt ſich in einem Käfig. Oder er kommt ſich vor wie ein Vogel, den man noch mit gebundenen Flügeln herumflattern läßt, biß man ihn hineinſperrt. Sie wurden von einer weichen linden Hand gebunden. Es tat gar nicht weh, es tat eigentlich wohl. Gewiß, gewiß, — aber ſie ſind gebunden. Er könnte ſie wohl lieben, dieſe Hand, und die, der ſie gehört. Vielleicht liebt er ſie ſogar in Wirklichkeit. Je tiefer er darüber ins Nachdenken gerät, deſto beſtimmter glaubt er zu wiſſen, daß ihm Leonfine ganz und gar nicht gleichgültig iſt. Und wenn es nicht ſie iſt, wird ja doch einmal eine andere kommen, der er leihtſinnig und ohne jede Überlegung ſeine Freiheit, ſein

Leben schenken wird. Wäre es nicht besser, dies jetzt zu tun? Wie würde diese andere aussehen, die mehr Glück haben und der es gelingen wird, ihn zu überrumpeln? Man könnte fast Angst haben vor all dem, was einem noch bevorsteht. Wir sind ja keine Stunde davor sicher, uns zu verlieren und etwas zu begehen, das nicht mehr aus der Welt geschafft werden kann. Nur jetzt nicht, nur jetzt nicht, — die Nacht ist so schön, so schön, — mit einem einzigen Schwung meint man sich über den schwarzen See heben zu können, meilenweit in einer einzigen Nacht, und am Morgen ist man mitten unter tausend neuen Menschen. Wieviele Herzen schlagen mir entgegen, ohne daß sie es wissen? Ebenso unwissende, zitternde, erwartungsvolle, wie es das meine ist.

Weiter: der nächste Tag. Er kommt nach dem Frühstück ins Hotel. Er bringt Blumen. Die Verkäuferin, die ein hübsch gebrochenes Deutsch spricht, hat sie ihm mit Blicken gebunden, als ob sie sagen wollte: der ist für mich erledigt. Leontine schreitet durch die Tür. Verschwärmete, dunkle Augen empfangen ihn, beseligte, besitzende: du bist mein! Sie müssen manche Stunde der Nacht offen gewesen sein, Schatten liegen unter ihnen. Was mag sich Leontine die ganze Nacht, bald Schlaf suchend, vor Ermüdung, bald ihn vermeidend, da sie doch ihre Gedanken festhalten wollte, für Bilder gebaut haben?

Vom heutigen Morgen an auf Wochen, Monate und Jahre hinaus, — ein ganzes Leben sich gestaltend an seiner Seite, nur Glück sehend, leichtfüßig über alle kleinen Verdrießlichkeiten, über alle unvermuteten Schwierigkeiten grauer, trüber Tage hüpfend.

Und im Laufe des morgigen Tages wird er mit der Mutter sprechen. Der Bruder wird alles erfahren. Der wird stolz sein, nun zu ihm du sagen zu können, und froh, einen Schwager zu haben, der seine Dummenjungenstreiche gutmütig mitmacht. Im Laufe des Tages wird es sich weiter geben, daß er mit Leontine Arm in Arm durch die Stadt geht, am Hasen herumstreift, zu dem man schließlich aus all den kleinen, dunklen, gekrümmten Gassen immer wieder herauschreitet, den Blick auf einmal von hohen Häusern, von Fenstern und Pflastersteinen befreit und in die blaue Weite losgelassen. Die welschen Mädchen, die hier zu zweit und dritt in unermüdlichem, wichtigem Geplauder flanieren, und denen er mitten in ihre lebhaften Gespräche hinein oft ein leichtes, lustiges Wort zuwarf, werden ihn nicht mehr mit ihren weißen, blanken Zähnen anlachen, werden ihm das Wort nicht mehr keck erwidern, ihm lächelnd über die Schulter nachblicken und sich im geheimen darauf freuen, daß er ihnen wieder in den Weg trete. Er ist gestrichen, er geht Arm in Arm. Nicht läßig und mit einer ihresgleichen. Vornehm und solid, mit einer Fremden, die wirklich zu ihm

gehört. Verheiratet, verlobt, — gleichviel. Er war ein Schwindler. Wenn er eine Frau oder eine Braut besitzt, was lachte er uns an? Sie werden ihm Worte zuwerfen, die armen, schönen, schnelfüßigen Mädchen dieses Volkes, über die er erröthen mußte.

In einer Woche will die kleine Familie, Mutter, Tochter und Sohn abreisen, nach dem Norden zurück. Das werden für Leontine noch sieben Tage himmelblauesten Glückes sein. Man wird viel von der Zukunft sprechen, die Mama wird sich hineinmengen, die Gespräche werden sich bald um Wohnung, Möbel und Dienstboten, um Besuche und Polterabend, Hochzeitsreise und Vermählungsanzeigen drehen. O Gott, o Gott, o Gott! — Diese warme, geheimnisvolle, dunkel funkelnde Nacht!

Und in sieben Tagen begleitet er seine Braut, die Mama und den Bruder zum Bahnhof. Er bleibt noch hier, und Leontine wird es wahrscheinlich unbegreiflich, rücksichtslos, rätselhaft finden, daß er sie allein reisen lasse. Aber das ließe er sich nicht nehmen. Er bleibt noch eine Weile hier und kann nun ruhig nachdenken, ohne daß er darin täglich zwölf Stunden lang von ihr beeinflusst wird. Aber die Woche wird nicht ewig dauern, wie er sich das gedacht hat, und dann ist auch er zu Hause. Dann kommt das tägliche Beisammensein. Und dann rückt die Stunde immer näher, und zum Schluß wird er

statt in seiner bisherigen Wohnung, die so feierlich einsam und von einer stummen Nachgiebigkeit ist wie ein vornehmer, treuer alter Diener, in einer unangenehm neuen, blißblank ausgestatteten sein, in der kleine, schmale Frauenfüße über die Teppiche huschen, die Türen aber umso geräuschvoller geöffnet und geschlossen werden, — und ein anderer Wille wird neben dem seinen maßgebend und bald überhaupt stärker sein, als sein eigener, der in der alten, stillen, verlassenem Wohnung zurückblieb. Und wenn er in seinem Zimmer sitzt und einmal recht froh ist, wieder allein zu sein, streicht eine liebkosende Hand über seinen Kopf, verschließen warme Finger seine Augen, ein Frauenkörper, den er — ach! — so gut und gründlich kennen wird, drängt sich an den seinen, ein Duft fließt um ihn, der ihn weich und schwach macht. Und wenn er auch gerade zu dieser Stunde im Innersten kühl und stark bliebe, — Zärtlichkeiten werden gegeben, um erwidert zu werden. Er wird nie allein sein, wenn er es möchte. Kinder kommen, — das Leben wird so voll, daß man keine leere Stunde mehr haben wird, keine Zeit mehr, in der nichts liegt, als diese berückend schöne, schweigsame, einen erwartende Leere, die man nach Wunsch und Verlangen erst füllen muß. Das wird er nicht mehr können, so wie jetzt. Denn käme wirklich einmal eine solche Stunde über ihn, so wird er traurig sehen, daß er diese Kunst verlernt hat, daß er diese Lücke

mit nichts mehr ausfüllen kann, — es sei denn der Schmerz, mit dem man etwas Verlorenem nachsieht. Und nicht einmal der wird sich einstellen. Denn man rauft sich mit Sorgen herum und erfährt, daß es ja doch keinen einzigen Menschen geben kann, mit dem man in allem und jedem ein Einvernehmen besitzen würde. Die Kinder werden groß, Lärm und Unruhe treten in sein Leben und verlassen es nicht mehr, in dieses Leben, das jahrelang von tiefer, heimlicher Ruhe war, und dem dann jede Möglichkeit genommen sein wird, willkürlich sich zu wenden, zu steigen, zu fallen. Nicht einmal vernichten dürfte er es. Es wird seine Bahn haben, eine gerade, glatte Bahn, auf der man das Ende als einen ferneren Punkt sieht, wie den Punkt, in dem sich zwei Schienen treffen, die durch flaches, weites Land laufen. Es gibt kein Abirren aus solchem Geleise. Das wäre eine Katastrophe. Er haßt Katastrophen.

Die beiden zupfen noch immer auf ihren Instrumenten. Er wundert sich, daß sie noch hier sind. Er hat sie ganz vergessen, gar nicht mehr gehört, als ob einer seiner Sinne ausgeschaltet gewesen wäre. Der eine fängt jetzt gar ein italienisches Liebeslied zu singen an. Leontinens Hand wartet. Die seine ist reglos und kalt. Er fühlt kein Zucken mehr im Arm, in den Fingern, dieses lockende, warme Stück Körper, das sich von dem weißen Kleid ganz dunkel-

braun abhebt, zu berühren. Ein Blick streift ihn. Er ist traurig und voll Vorwürfe. Er sagt ihm vieles, aber er weiß dies alles. Er ist froh, daß er auf diese stummen Fragen, auf diese Anklagen keine Antwort zu geben braucht, und denkt sich gleichzeitig, wie merkwürdig dies sei, daß man nur Worte zu beantworten habe und jede andere Sprache, so eindringlich sie auch sein mag, als nicht vorhanden betrachten könne. Sie will doch, daß ich rede. Aber er schweigt. Sein Mund schweigt, seine Hand schweigt. Nun schweigt auch endlich der Sänger und geht von Tisch zu Tisch, um abzusammeln. Man beginnt wieder zu sprechen, nach einer kleinen Pause. Es ist, als ob sich alle erst recht besinnen müßten auf die Wirklichkeit. So stark wirkte der stille Abend, das Gezirpe der Saiten, die Stimme des Sängers, das Schwirren der kleinen Tiere, die an die Bogenlampen stießen.

Er schlägt einen leichten, lustigen Ton an, wie aus einem schweren Traum erwacht, den man für ein Erlebnis hielt und der ja doch nur ein Traum war, wieder frei geworden und beweglich. Leontine ist stumm, er muß sich an die Mutter, an den Knaben halten, der ihm ausnehmend gefällt, und zu dem er ein steigendes Gefühl wirklicher guter Freundschaft empfindet. Der Knabe geht, als ob nicht das mindeste geschehen wäre, auf seine Gedanken und Einfälle ein. Es war ja nur ein ganz heimliches, unsicht-

bares Geschehen. Nur die zwei wissen davon, kein anderer.

Noch kommt ein schweres Stück: der Heimweg. Natürlich geht er mit Leontine, die Mutter und der Bruder voran. So war es ja immer. Aber sonst war dies ein schöner, stiller Abschluß sonniger, bewegter Tage. Man ging in einer angenehmen Müdigkeit, man empfand sich nahe und zugehörig, man streifte mit manchem Worte an Gefühle, die erst jetzt im Dunkel wach zu werden schienen. Nun ging er schwer, jeden Schrittes bewußt, neben ihr einher. Was er sagte, wurde mit Widerstreben aufgenommen und kurz beantwortet. Kein Wort munterte ihn zum Weiterreden auf. Das Mädchen tat ihm unendlich leid. Vielleicht hätte er nun alles wieder gut machen können. Es hing nur von ihm ab, von einem Worte. Aber es wäre nicht dasselbe gewesen wie auf der Terrasse, da ihre Hand der seinen wartete. Und jetzt, in diesen Augenblicken, da er über seine Gedanken hinweg Sinnloses und Gleichgültiges redete, als ob er erst die Verlegenheiten des Kennenlernens überwinden müßte, war er gar nicht verlockt, gut zu machen, was geschehen war. Er ging und hatte das Empfinden, er müsse das ganze Stück Weges schwer auf seinem Rücken tragen. Beide schwiegen nun. Er wagte einen Seitenblick zu ihr. Geradeaus sah ihr Gesicht, mit strengen zur Ruhe gezwungenen Augen. Sie ging langsam, mit Mühe.

Vielleicht trug sie schwerer, als er. Auf einmal dachte er: hätte ich sie doch nie kennen gelernt, dies alles bliebe uns erspart. Aber wozu sind wir Menschen schließlich auf der Welt, als uns kennen zu lernen, uns zu hassen, uns zu lieben, uns zu vermehren, auf daß die nachfolgenden wieder zum gleichen verurteilt seien. Doch dies alles konnte er ihr nicht sagen. Er hatte das Gefühl: würde er ihr jetzt sagen, er liebe sie, sie wiese ihn kalt und hochmütig ab. Sie hatte sich ihm geben wollen und wurde von ihm zurückgestoßen. Das überwindet ein aufrechtes Mädel nicht so leicht.

Stumm und wie zwei Menschen, die einander wildfremd sind, legten sie den Weg zurück. Vor dem Hotel verabschiedete er sich. Leontinens Hand war kalt und zurückhaltend. Sie hatte ihm gar nichts mitzuteilen, — und hätte ihm doch vor einer Stunde noch tausend Zärtlichkeiten zu sagen gewußt! Er sah, wie ein liches Kleid sich über einige Stufen bewegte, dann blieb er eine Weile stehen. Sah nichts als ein Tor, Mauerwerk, Oleanderstöcke mit dunkelroten Blüten. Er fuhr sich über die Augen, wandte sich um und dachte nach, was er nun tun solle. Langsam ging er dem Hafen zu. Der lag, wie sonst, die Boote schaukelten, die Gallionsfiguren hoben sich auf und ab. Gegenüber standen die kleinen Tische des Kaffeehauses, nur wenige Leute saßen an ihnen. Nun bin ich wohl einer Gefahr entron-

nen, dachte er einen Augenblick. Er näherte sich den Tischen, vor ihnen angekommen änderte er aber plötzlich seinen Entschluß, kehrte um und bog in die nächste dunkle Gasse ein. Auf weiten Umwegen begab er sich nach Hause.

Der Häßliche

Als ihn seine Mutter unter großen Wehen geboren hatte, gab es um ein kleines Scheusal mehr in der Welt. Die neugeborenen Kinder sind ja zu meist keine Schönheiten, aber Amadeus, mit welchem unpassendem Namen das Wurm einige Tage später getauft wurde, war von all den Neugeborenen schon die ausgesuchteste Häßlichkeit. Der Kopf war ungestalt, die Ohren abstehend, und die wasserblauen Augen staken in dünnen, engen Schlitzen, wie die eines Schweineins. Natürlich schrie das Kleine, und da verzog der Mund, der viel zu groß war, das sich feuerrot färbende Gesicht zu einer gräßlichen Grimasse. Die Eltern waren erst entsetzt und konnten sich nicht erklären, wem diese unschönen Züge zu danken seien. Aber die Geburtshelferin, die schon bei so zahlreichen Eintrittten in die Welt beigefanden war, beruhigte sie und sagte, das werde sich schon geben. Es gab sich auch. Als Amadeus in die Schule zu gehen begann, war er ein Bub wie viele andere. Die Ohren standen zwar noch immer vorschriftswidrig ab, und die Augen waren nicht größer geworden, immerhin war er aber nicht von

auffallender Häßlichkeit und schwamm munter in dem Schwarm der vielen mit, die sich gleichfalls durch keinerlei Schönheit auszeichneten. Wie er sich aber dem Ende des zweiten Jahrzehnts näherte, änderte sich dies mit absonderlicher Raschheit. Es schien fast, als ob sich sein Gesicht zur ersten Fassung zurückentwickeln würde, und der Zwanzigjährige bekam eine peinliche Ähnlichkeit mit dem Wickelkind.

Nun war Amadeus dreißig Jahre alt. Von Jahr zu Jahr war er häßlicher geworden. Seine Wangen und sein Kinn waren in einen schlechtgewachsenen Bart gehüllt, den er ruhig treiben ließ, weil er hoffte, er werde wenigstens einen Teil seines so übel geratenen Gesichtes verdecken. Dazu war er aber wiederum viel zu dünn, und die Haare zu widerspenstig, so daß sie eher das Gegenteil des Gewünschten bewirkten. Als junger Mann war Amadeus kreuzunglücklich über dieses vermaledeite Gesicht. Überall war es ihm im Wege gewesen, keine wollte seine Geliebte werden, kaum einer sein Freund. Er versuchte es, als er noch den Wunsch hatte, sich Menschen nahe zu bringen, den unangenehmen Eindruck seines Gesichtes abzuschwächen, wandte kosmetische Mittel an, — es schlug alles fehl. Die dicke Nase, die etwas schief in die Luft starrte und beim Eintritt der kälteren Jahreszeit ins Blaurote hinüberschimmerte, wurde noch

dicker und ganz verquollen, als er es einmal wagte, einen in allen Zeitungen gepriesenen Nasenformer zu benützen. Und die Ohren, denen er auf ähnliche Weise eine anständige Haltung beibringen wollte, hätten eine ganz wahnwitzige, verkrümelte Form angenommen, wenn er nicht mit seinen Versuchen beizeiten aufgehört hätte. Das war nun schon vor Jahren gewesen, in der Zeit, da er eine brennende Unruhe empfand, als seine Altersgenossen in Gesellschaften und auf Bälle gingen und die ganze Fröhlichkeit und Ungebundenheit ihrer Jugend genossen. Bald war ihm aber die Erkenntnis gekommen, daß er da nicht mithalten konnte. Das gab schwere Kämpfe, verzweiflungsvolle Stunden, und wütende Tränen des ohnmächtigen Zornes in nicht gewollter quälender Einsamkeit. Doch der Schmerz ließ mit den Jahren nach, jetzt als Dreißiger hatte er ihn vollständig überwunden. Er hatte die Einsamkeit liebgewonnen, sie war ihm zum vertrauten, weicherzigen Freund geworden, sie schenkte ihm Ruhe und Schönheit, und sein Leben floss ereignislos und ohne Aufregung, wie ein still murmelnder Bach mit flachem Grund sich durch die langweiligste Wiese zieht. Amadeus hatte seinen Beruf, einen herzlich gleichgültigen, der ihm bequem zu leben ermöglichte, er hatte seine Gewohnheiten, von denen er nicht einen Schritt abwich, und mancherlei, was einem anderen nichts bedeutete, war ihm schon eine kleine

Freude. Es gab sich von selbst, daß er sich ganz in sich vergrübelte und oft stundenlang über sein Loß nachdachte, nicht anklagend und verbittert, sondern eher mit einer gewissen Neugierde an seinem Schicksal. Und wenn er auch sonst wenig von den Glücksgütern und Freuden der Welt besaß, so hatte er doch seine Häßlichkeit. Oft besah er sich daheim im Spiegel, betrachtete immer wieder, wie in diesem unförmlichen Gesicht alle Bestandteile im ärgsten Mißverhältnis zueinander standen, zupfte da und dort, machte Falten, zog das Gesicht in die Länge und Breite, ob denn nicht doch bei starkem Willen etwas zu ändern wäre, — aber jedesmal gab er die Mühe resigniert auf. Es war nichts zu machen, es wurde eher noch schlechter als besser. Als er in dieser Zeit endgültig zum Bewußtsein gekommen war, daß die ganze Güte und Liebe, die in seinem Wesen lag, von keinem Menschen beansprucht werde, schenkte er sie niemand anderem als seiner Häßlichkeit, diesem unglücklichen Gesicht, das niemand haben wollte, das überall zurückgestoßen und vermieden wurde. Ihm gefiel es mit einem Male, und es gab Tage, in denen er sich nahezu verliebte in dieses Anflitz. Und da er für sich und seine Gedanken ungleich mehr Zeit zur Verfügung hatte als andere Menschen, hatte er auch bald herausgefunden, zu was allem diese Häßlichkeit gut war. Jetzt da er diese gehäuften Geburtsfehler schon bis an sein Lebensende mit sich tragen

mußte, war er immer mehr bemüht, ihre Vorzüge zu ergründen, und er kam von einem auf den andern. Vor wieviel Enttäuschungen hatte ihn diese Häßlichkeit nicht schon bewahrt, die allen jenen nicht erspart bleiben, die auf ihr hübsches Gesicht bauen und nur allzubald einsehen müssen, daß diese Grundlage eine trügerische ist. Das konnte ihm alles nicht geschehen. Ein hübsches Gesicht stellt ganz von selbst höhere Ansprüche. Es will gezeigt werden, es will Erlebnisse haben und Beziehungen, und es führt überhaupt ein Dasein voll Unruhe und Aufregung. Nein, er war zufrieden, und er lächelte sich im Spiegel zu und sah mit wehmütiger Genugthuung, daß dieses Lächeln seine Züge zu einer über alle Maßen abstoßenden Frage machte. Immer mehr studierte er sein Gesicht, und mit einer freudigen Überraschung entdeckte er, als er einmal in tiefster Nachdenklichkeit sein Spiegelbild anstarrte, daß er, wenn er ganz in Gedanken unter sank, noch weitaus häßlicher sei, als er sich den Menschen in gewöhnlicher Verfassung zeigte. Da zogen sich rechts und links von der Nase zwei Falten zu den Mundwinkeln herunter, ganz ungleich und grotesk auseinanderlaufend, die sein Gesicht in eine böshaft teuflische und in eine blöd grinrende Hälfte teilten. Erst erschrak er, dann war er belustigt und aufgeräumt. Sollte dies vielleicht der wahrhaft echte, versteckte Ausdruck seiner armen Seele sein? Irgend etwas Geheimnisvolles, das sich

in ihm barg, ihm selbst noch unbewußt, und das hier in unbewachten Augenblicken in einer Unheimlichkeit und Jämmerlichkeit aus dem Fenster sah, daß ihn selbst fast geschauert hätte, wäre dies mißhandelte Gesicht nicht sein bester, treuester Freund gewesen. Aber der Ausdruck war da, und er kam wieder, wie er beobachten konnte, und ein Vater hätte ein ersehntes Kind nicht mit größerer Liebe begrüßen können, als Amadeus diese neuentdeckte Häßlichkeit.

Da begab sich aber folgendes. Eines Abends saß er beim Abendbrot in seinem Gasthaus, — es war immer dasselbe, und die Kellner wie die Stammgäste hatten sich an seine Häßlichkeit schon längst gewöhnt, — und fühlte, daß er von einem Nebentisch aus scharf beobachtet werde. Das gehörte nicht zu den Seltenheiten, — er war sich ja bewußt, daß er eine Sehenswürdigkeit war. Aber diesmal war doch etwas Besonderes dabei. Sonst trafen ihn entsetzte oder bedauernde Blicke, aber die Augen, die jetzt auf ihm ruhten, und nach denen er hinübergeschielt hatte, waren wie die eines freudigen Entdeckers. Und bald merkte Amadeus, daß er abgezeichnet würde, und er hielt geduldig still, um dem Mann, der da drüben, so wie er, ganz allein saß, das Vergnügen nicht zu stören. Als er sah, daß der Zeichner fertig war, schaute er hinüber und bemerkte, wie dieser etwas verlegen das Blatt mit seinem Porträt verstecken

wollte. Gutmütig sagte Amadeus: „Darf ich's nicht sehen? Ich bin doch gar nicht böse, daß Sie mich abzeichnen.“ Die beiden Männer setzten sich zusammen, stellten sich vor, und Amadeus betrachtete mit kritischen Augen das Bild: „Nicht übel, — aber Sie erlauben mir schon, wenn ich einiges ausstelle.“ Und er begann den Maler darauf aufmerksam zu machen, wie dieser Zug viel zu wenig herausgearbeitet sei und jener übertrieben, und wie das ganze Bild trotz mancher guter Ansätze den richtigen Ausdruck doch nicht vollkommen getroffen hätte. Und dann lächelte er und sagte zum Maler, der ihm verwundert zuhörte, wie er so kühl, als ob es ihn gar nichts angehe, über seine eigene Häßlichkeit sprach: „Und jetzt passen Sie mal ordentlich auf und schauen Sie mich an!“ Und zog seine zwei Falten, die das Gesicht in die teuflische und in die blöde Hälfte teilten. Der Maler fuhr zurück, und dann war er begeistert. „Sie müssen mir sitzen!“ rief er, „das wird ein Bild, wie es die Welt noch nicht gesehen!“ „Gern!“ erwiderte Amadeus, und die beiden Männer saßen noch lange beisammen, und Amadeus entwickelte ihm seine Ideen über die Häßlichkeit und ging, als sie sich endlich verabschiedet und alles Nähere vereinbart hatten, mit einem wahren Glücksgefühl nach Hause. Seit Jahren hatte er sich einem Menschen nicht mehr so ausgesprochen wie heute, einem Menschen, dem er so viele seiner warm gehegten Gedanken mitteilen

konnte, und der ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte und ihm ein Übermaß von Theilnahme schenkte.

Amadeus saß dem Maler, und das Bild, das dieser schuf, und auf dem des Amadeus unbekante Seele aus dem Rahmen grinste, ward ein Kunstwerk von entsetzlicher Genialität. Da damals gerade die Zeit herangebrochen war, in der man dem Häßlichen in der Kunst freieste Bahn schaffen wollte, konnte es nicht fehlen, daß das Bild sehr bald in einer Ausstellung hing und daß die ‚Häßlichkeit‘, wie es der Maler im Einverständnis mit Amadeus nannte, eine Sensation, ja zum Tagesgespräch wurde. Die Kritiker der älteren Generation schrieen Zeter und Mordio und huben große Wehklage an über die Perversität der jungen Künstler, die sich solche Mühe gaben, die naturgegebene Unschönheit noch zu übertrumpfen. Denn ein solcher Ausbund von schreckeneinflößender Häßlichkeit könne sich natürlich gar nicht in einem einzigen Menschen vereinigen, sondern höchstens in der vollständig verdrehten Vorstellung eines dieser scheußlichen modernen Maler, die alle guten Traditionen umstürzen wollten. Die Jungen aber jubelten dem Maler, der so rasch eine Berühmtheit geworden war, in aller Überschwenglichkeit zu, und dieser selbst schoß den Vogel ab, als er im Verlaufe einer Zeitungsfehde über das Bild klipp und klar die Erklärung abgab,

daß die ‚Häßlichkeit‘ keine Phantasterei, sondern ein Porträt nach der Natur sei.

Amadeus verfolgte diesen Streit mit innigstem Wohlbehagen. Nun war seine Häßlichkeit, die verachtete, geschmähte, doch zu etwas nütze. Anfangs war er in seinen freien Stunden täglich in die Ausstellung geschlichen, trieb sich möglichst unbemerkt in der Nähe seines Bildes umher und sah, wie sich vor ihm die Leute drängten. Als es bekannt geworden war, daß dem Maler ein Modell gefessen habe, und dies von den Vertretern der guten alten Richtung höhnisch bezweifelt wurde, scheute er sich keinen Augenblick, mit der ganzen Häßlichkeit seines Gesichtes für die Behauptung des Malers einzutreten. Kein Tag verging, an dem er sich nun nicht frei und ohne Bedenken in dem Ausstellungsraum bewegt hätte, kein Tag verging, ohne daß dort die Finger auf ihn zeigten: „Da ist er, der Häßliche!“ Und er wurde angestaunt, bald mit entsetzten Augen betrachtet, bald rückhaltlos bewundert: also gab es doch wirklich so etwas! Amadeus kam in Mode. Erst in den Künstlerkreisen, in die ihn der Maler einführte, dann auch anderswo, und den größten Erfolg hatte er in jener Familie, deren Oberhaupt, ein Parvenu und ein Mäcen, das berüchtigte Bild zu einem schandbar hohen Preis für seine Privatgalerie erworben hatte. Die zwei jungen Töchter dieses Kunstfreundes machten ihm nahezu den Hof, und die eine, eine schlanke

Blonde, die für die neueste Kunst in ausschweifende Schwärmerei geraten konnte, war nicht anders als verliebt in ihn. Freilich nur ein paar Wochen lang, denn nach einiger Zeit gab es doch wieder eine andere Sensation. Aber gleichviel, — Amadeus hatte seinen Wert gefunden, zum ersten Mal in seinem Leben wurde er von einem Mädchen geliebt, wenn auch nur heimlich, im stillen, mit versteckten Händedrücken und geschwinden Küssen im Dunkeln. Amadeus lebte strahlend diese Tage. Ihm war es ja gar nicht so sehr um dieses Mädchen zu tun, daß feinetwegen eine dumme Gans sein konnte, ihm galt nur der Sieg seiner Häßlichkeit. Sein Körper, der sich bisher geduckt und im Bemühen, ja nur nicht aufzufallen, schüchtern durch die Straßen geschoben hatte, bekam Schwung und Elastizität, sein Kopf hob sich selbstbewußt, sein Blick wurde frei und geradeaus, und auch das Grübeln über sich selbst hatte ein Ende gefunden. Dazu besaß er gar keine Zeit mehr. Ebenso mußten die einst geliebten Stunden vor dem Spiegel beträchtlich eingeschränkt werden. Seine Häßlichkeit gehörte jetzt nicht mehr ihm allein, in einem Taumel der Besitzesfreude frug er sie bei den Menschen herum, die sie nicht mehr verachteten.

Einige Monate waren darüber vergangen. Amadeus, der soviel in Anspruch genommen, der von Freunden geehrt und von Frauen verhätschelt wurde, und dem dies bald zur Gewohnheit gewor-

den war, empfand, wie in der letzten Zeit sich in all dem ein kleiner Umschwung einstellte. Man begann, sich nicht mehr so sehr um ihn zu kümmern und ihn lebhaft zu begrüßen, wo er erschien. Die Freunde sprachen am Tisch über ihn hinweg, die Frauen hielten ihre Versprechen nicht ein, und wenn er schon in ihrem Kreise weilte, fingen sie bald an, sich zu langweilen, trotzdem er es an Liebenswürdigkeit nicht fehlen ließ und in seiner stillen, der Schönheit sich neigenden Weise sich betrug wie ehemals. Ja es kam sogar vor, daß wenn er in ein fremdes Lokal trat, die Leute ihn gar nicht anstarrten, weder verwundert, noch entsetzt. Dies beunruhigte ihn. Was mochte sich da geändert haben? Er war doch derselbe geblieben, und die Stadt war doch zu groß, als daß sich alle an ihn schon gewöhnt haben konnten.

Da begegnete er eines Tages seinem Maler, der ihm soviel Glück gebracht hatte und der zwei Monate im Ausland gewesen war. Erfreut über das Wiedersehen reichte er Amadeus die Hand: „Nun, mein Lieber, Ihnen geht's gut, das sieht man schon von aller Weite. Sie sind ja ordentlich hübsch geworden, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben!“ Und dann sprachen sie Interessantes und Gleichgültiges und gingen ein Stück Weges miteinander. Amadeus aber war besorgt und nachdenklich geworden. Was hatte der Maler gesagt? Er sei ordentlich hübsch geworden? Zu Hause angekommen, setzte er sich

vor den Spiegel. Nein, stellte er fest, daß war er auf keinen Fall. Bestürzt mußte er aber merken, daß die viele Jahre hindurch mit Liebe und Hingebung gepflegte Häßlichkeit nicht mehr zu finden war. Er war noch ehrlich häßlich, gewiß, das mußten ihm die ärgsten Neider lassen. Aber das Bild, das bei dem Parvenu hing, zeigte nicht mehr sein Gesicht. Die Ohren waren nicht schöner und die Nase nicht schlanker geworden, aber wohin war diese abgründige, ganz einzigartige Häßlichkeit gekommen, die ihn die letzten Monate in der Welt, in der sonst die Schönheit den Ton angibt, ungeahnte Erfolge erleben ließ, — wie kam es, daß trotz aller Versuche sich jene zwei Falten nicht mehr einstellten, die seinen berühmten teuflisch-blöden Ausdruck in das Gesicht riefen? Traurig wandte sich Amadeus vom Spiegel und begann zu sinnern. Diese kurze Zeit der Freude und des Glanzes, dieser flüchtige Besuch in der Welt, die ihm jahrzehntelang etwas Fremdes und Verschlissenes geblieben war, hatte also genügt, um ihm den Besitz zu zerstören, den er mit der Zärtlichkeit einer guten Mutter zu ihrem mißwachsenen Kinde gehegt hatte. Und übrig war von allem nichts geblieben, als eine ganz gewöhnliche, uninteressante und gemeine Häßlichkeit, zu unauffällig, um mit ihr erobern zu können, zu gering, um die Rolle des Ausnahmefalles zu spielen, der sich alle hundert Jahre nur einmal ereignet. Warum hatte ihn dieser Maler

aus seiner stillen Welt, in der sich sein Gesicht nach vielen Kämpfen wohl gefühlt hatte, herausreißen müssen? In eine andere Welt hinein, die seiner sehr rasch überdrüssig geworden war, und in die er nie mehr seinen Fuß setzen würde. Er kam sich wie ein Treuloser vor, der rührende Anhänglichkeit mit schnödem Undank lohnte. Alle Begierden waren in ihm geweckt und dann das Tor, durch das er zu deren Erfüllung hätte schreiten sollen, grausam vor der Nase zugeschlagen worden, vor der Nase, die dick und schief in die Luft starrte. Hätte er doch seine alte Häßlichkeit behalten, mit der er so gut Freund geworden war, er wäre jetzt glücklicher und zufriedener, und die Unruhe würde nicht sein Herz zusammenschnüren. Nun hieß es eben weiterleben, geradezu hübsch geworden, dachte er höhnisch. Ein Torso, ein Stückwerk, eine verpfuschte Häßlichkeit, die zuviel Schönheit gesehen hat.

An dem Tage, da ihm alle diese Erkenntnisse klar geworden waren, wußte Amadeus bestimmt, daß er den schönsten Teil seines Lebens schon hinter sich hatte, und daß sich der lange Rest, der ihm noch blieb, nun in unabsehbarer, öder Gewöhnlichkeit dehnen werde bis zu jener Stunde, in der die Schönheit wie die Häßlichkeit wie ein bunter Flitter von uns abfällt.

Das Phantom

Er schlug die Augen auf, schloß sie aber sofort wieder. Zwischen den halbgeöffneten Lidern hindurchblickend, hatte er glänzende Sonnenstreifen gesehen, die auf Möbeln, Teppichen und auch auf der Decke seines Bettes lagen, hatte mit unangenehmem Staunen, mit einer schmerzlichen Enttäuschung sein Zimmer erblickt, den Tag in seiner ganzen Helle. Vielleicht war es erst eine frühe Morgenstunde, vielleicht stand die Sonne schon in halber Höhe, ihn kümmerte es nicht. Er drückte die Augen fest zu, wandte sich vom Licht ab und wollte in das Dunkel des Traumes zurückkehren, der ihn eben verlassen hatte. Vor einer Sekunde noch saß er in einem abgedunkelten weiten Raum, die Augen starr auf eine Gestalt gerichtet, die vor ihm auf der Bühne, knapp vor der Rampe, sich bewegte. Erst in langsamen, zögernden Takten, dann immer behender, leidenschaftlicher, — Schleier flatterten, die Haare, die fest um den Kopf gebunden waren, drohten sich zu lösen in dem wilden schnellen Tanz, dem man kaum zu folgen vermochte. Dazu spielte ein unsichtbares Orchester eine sumrende, fremde Musik, die wie mit dem Tanz ver-

wachsen schien, sich allen Bewegungen anschmiegte, leise und fast unhörbar wurde, wenn die Glieder auf einmal aufhörten, sich durcheinander zu werfen, und wieder anschwell, wenn sie in ein stürmisches Tempo gerieten. Das Merkwürdige war, daß die Augen dieses braunen, schlanken, tanzenden Mädchens unablässig auf ihm ruhten, auf keinem andern Menschen. Es war auch möglich, daß er der einzige in dem weiten Saal war, trotzdem er das Gefühl hatte, daß sich um und hinter ihm stumm eine tausendköpfige Menge drängte. Das Beglückende, das ihn wie außer Atem setzte, war aber, daß er die Tanzende zu kennen meinte. Vor zehn Jahren hatte er Carla verlassen. Jetzt stand sie vor ihm. Nicht ganz dieselbe freilich. Ihr Gesicht war nicht das des jungen Mädchens, so wie er es gekannt hatte, aber in zehn Jahren verändert sich ja ein Gesicht, und es war gut möglich, daß es jetzt so ausah. Doch die Gestalt war ihm vertraut, wie kaum eine andere. Die Stimme wäre es ihm noch mehr gewesen, aber was er von ihr vernahm, war nur ein leiser, plötzlicher Schrei, mit dem das Mädchen den Tanz abbrach, und in dem lag wohl etwas von jenem schweren, dunklen Klang, der Carlas Stimme einen so anziehenden, geheimnisvollen Reiz gegeben hatte, so daß er sich oft dachte: würde man sie hinter einer Wand, einem Vorhang hören, ohne den Menschen zu sehen, dem sie gehört, müßte sie zu unruhiger

Sehnsucht und Begierde erregen. Dieser leise Schrei, der sich hart von der summenden Begleitung der unsichtbaren Musik abhob, klang ihm noch im Ohr, aber das Bild wollte vor seinen geschlossenen Augen nicht wiederkommen. Glitzernde Ringe kreisten, wechselten die Farben, schoben sich ineinander, verschwanden, — er sah keine Augen mehr fest sich in die seinen bohren, er war sich wohl bewußt, im Bett seines Zimmers zu liegen. Verdrossen warf er sich auf die andere Seite, wollte den Schlaf zurückzwingen und mit ihm den Traum. Der Schlaf kam zögernd, Träume näherten sich, fremde, wilde, unsinnige, abgebrochene Traumstücke, alle fünf Minuten fuhr er auf, wußte nicht, ob er wachend oder schlafend sei, ein, zwei Stunden ging dies so hin. Dann hatte es ein Ende. Müde, erschlaft, weit über sein Bedürfnis ausgeruht, erhob er sich.

Den Tag über war er ärgerlich und verstimmt. Er verlachte sich, wenn er sich dabei ertappte, einem Traum nachzuspinnen. Wie dumm! Eine Woche verging, und er dachte nicht mehr daran. Aber dann kam die Abendstunde eines Tages, er saß am geöffneten Fenster, die Sonne war geschwunden und ließ schmutzgroße blasse Streifen zurück, und je dunkler es wurde, desto deutlicher erstand in ihm wieder jenes Traumbild. Diesmal im Wachen. Und auf einmal war er um zehn Jahre jünger, die Monate dieser Leidenschaft, die ihn damals erfüllte, waren

lebendiger denn je, und es machte ihm keine Mühe, das ganze süße und bittere Erlebnis vor sich aufzubauen, vom Anfang bis zum Ende, die beide sich ja so nahe gelegen waren. Von den ersten Wochen eines Frühsommers bis zu den Tagen, da in den Morgenstunden schon dünne Herbstnebel den See und die kleine Stadt einhüllten, die an ihrem Ufer lag. Carla war des gleichen Alters wie er, und beide waren jung. Es gab Monate blühenden Glückes, sich schenkender und hingebender Jugend. Nie seither hatte er so bedenkenlos einem Gefühle freien Lauf gelassen. Lange, ehe Carla es ahnte, war er aber müde geworden, und wunderte sich dessen gar nicht. Sie glaubte ihn noch zu besitzen, und er hatte sich ihr längst entwunden, war erschöpft und vollständig leer. Das währte eine Reihe von Tagen, bis endlich auch sie zur Erkenntnis kam und es empfinden mußte, daß er ihr nicht mehr gehöre. Dann kämpften sie beide noch eine Weile miteinander, sie in der leisen Hoffnung, daß alles ja doch wieder werden könne, wie es war, er in einer schmerzlichen Trostlosigkeit. Im Herbst verließ er sie dann, nach einem Abschied, der von wehmütiger Entschlossenheit war. Carla machte ihm keine Vorwürfe, obwohl er wußte, daß er einen Teil ihres Lebens mit sich nehme, als schwere, drückende Bürde, was ihm vor kurzem noch ein beglückendes Besitztum gewesen war. Er kehrte der Stadt den Rücken, die ihn fast

ein halbes Jahr beherbergt hatte, und Carla blieb mit ihrem Erlebnis, ihrem Verlassensein, ihrer Qual zurück.

So oft Leo an den Traum zurückdachte, frug er sich, warum er vor zehn Jahren so gehandelt habe und nicht anders, und fand keine Antwort darauf. Da erlebte er es, daß in ihm jene Sehnsucht zu wühlen anfang, die uns oft bis obenauf mit den schmerzlichsten Gedanken an einen fernen, verlassenen, einst geliebten Menschen erfüllt. Und das nächste war das Verlangen, Carla zu sehen, wenigstens zu sehen. Leo sagte sich, daß dies Verlangen schon lange in ihm unbewußt geschlummert habe, wie wäre sonst dieser Traum über ihn gekommen, der ihn nun wie ein Ruf Carlas dünkte. Es wurde ihm immer mehr zur Gewißheit, daß es nur von ihm abhängt, sie nochmals in sein Leben treten zu lassen. Und diesmal würde daraus das Glück eines Menschen, der Wert und Unwert alles dessen, was uns begegnet, gerechter abwägt als früher. Die Nacht jener Morgenstunde, in der Carla sich in so seltsamen Tänzen, die Augen unablässig auf ihn gerichtet, vor ihm bewegt hatte, wurde von Tag zu Tag stärker. Ein vernünftiger, nüchterner Mensch wirft Träume zu den unbrauchbaren Dingen, wenn er sein Gesicht ins Waschwasser taucht. Leo war weder vernünftig, noch nüchtern. Alle realen Dinge um ihn schrumpften in ihrer Bedeutung zusammen, die Wirklichkeit

ward ihm eine lächerliche, gleichgültige oder fast lästige Nebensache. Die Welt versank, und aus dämmerndem Dunkel glühten ihn zwei tiefe, schwärmerische Augen an, vorwurfsvoll, fragend, verlangend. Einen Menschen, einen vor Jahren zurückgestoßenen, sich wieder ganz zu gewinnen, in ihm unterzugehen und sich selbst zu finden, daran dachte er jeden Tag in steigender Leidenschaft zu Carla, die er verlassen. Alles andere war leer, taub und blind, keiner Mühe und keines Leides wert.

Er nahm sich vor, Carla wiederzusehen. Sie dürfte noch in derselben Stadt sein, in der er sie verlassen hatte. Denn bald nach jenem Sommer hatte sie dort einen kleinen Kaufmann geheiratet. Sie war Mutter geworden. Dies alles wurde ihm gelegentlich einmal mitgeteilt, und er hatte es damals entgegengenommen, wie man eine Menge anderer Nachrichten empfängt, die einen nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Jetzt zitterte er, wenn er an all dies dachte. Ein Mann und Kinder! So viele Menschen stehen ihr näher als ich, und wer weiß, wer außer diesen sonst noch? Es wird ein grausamer Kampf sein, und wenn er gelingt, endet er mit dem Raub eines Menschen, ohne jede Barmherzigkeit, ohne einen Blick auf die Beraubten. Das bekümmerte ihn aber nicht. Er wußte, daß für ihn alles auf dem Spiele stand, und daß es galt, den ganzen Rest seines Lebens zu gewinnen.

Er fuhr zehn Stunden im Eilzug. Leute stiegen aus und ein. Er fühlte sie nicht als Mitmenschen. Er war allein, und in der Ferne gab es etwas, das ihm gehörte. Dies und er waren das einzige, aus dem die Welt bestand. Er versuchte zu schlafen. Es gelang nicht. Die Augen waren geschlossen, alle anderen Sinne wach zum Zerreißen. Nach sieben Stunden Fahrt war er wie zerhämmeret und gebrochen, in Teile auseinandergeschlagen, die er nicht sammeln konnte. Dumpf, teilnahmslos verbrachte er den Rest. Vor wenigen Tagen noch hätte es ihn wunderbar und freudig erregt, in die Nähe der Stadt zu gelangen, die sein Ziel war, von der seit Jahren nicht mehr gesehenen Landschaft aufgenommen zu werden, von den Feldern, Wiesen, Bergen, die ja doch überall anders waren als hier. Denn die Heimat hat nicht ihresgleichen, auch nicht die Heimat einer Begierde, die zum Lebensinhalt wird. Er war diesen ersehnten, erträumten, in vielen Stunden qualvoll herbeigewünschten Reizen gegenüber stumpf geworden. Als er in der kleinen Stadt ankam, dunkelte es. Müde schritt er durch den Bahnhof, ging die Straße in die Stadt hinein, wählte einen Gasthof, der am See lag. Die Saison, in der die vielen Fremden dem Ort seine Sommerfarbe gaben, war noch nicht zu Ende. Er saß im Garten, rings an den Tischen schwäzende oder gelangweilte Menschen. Eilende Kellner, ungeduldige Rufe, eine

kleine Kapelle, die spielte, — Sommertreiben. Wenn einmal eine Sekunde der Stille eintrat, hörte man Wellen ganz leise plätschern. Er saß bis spät in die Nacht, je mehr Leute den Garten verließen, desto ruhiger wurde es in ihm, das Plätschern im See wurde zur selten mehr unterbrochenen Begleitung seiner zuckenden Gedanken. Plötzlich drang das Bewußtsein laut und schreiend in ihm durch: ich bin hier, ich bin in der Stadt Carlas, und alle Möglichkeiten der nächsten Tage standen in ihm auf. Als die ersehnteste: es wird nicht lange währen, und ich werde mit ihr die zehn Stunden wieder zurückfahren. Wie dies geschehen sollte, was alles sich bis dorthin ereignen mußte, damit gab er sich nicht ab. Er sah nur das Bild.

Es war schon spät, als er sich zur Ruhe begab. Er schlief zwölf Stunden ohne Unterbrechung. Am Nachmittage machte er einen Rundgang durch die Stadt, ging die schmalen, bekannten Gassen, die so bald ins Grüne mündeten oder am See ihr Ende fanden, sah die alten Häuser empor, und wenn er sich einer Straßenkreuzung näherte, verlangsamte er seine Schritte, und sein Herz begann rascher zu klopfen. Jeden Augenblick konnte ja Carla vor ihm stehen. Oder er sah von weitem eine Frauengestalt entgegenkommen. Warum sollte es nicht Carla sein? Je näher sie kam, desto geringer wurde jedesmal die Möglichkeit. Aber die Enttäuschung trug er leicht.

Denn so konnte er sich noch immer freuen auf diesen Moment des ersten Sehens und Erkennens, den er mit allen Wonnen ausschmückte. Zwei Stunden war er auf solche Art kreuz und quer gegangen. Seine Augen waren müder als die Füße, vom Anstarren der Menschen, vom Tasten in die Ferne, ob nicht dieses oder jenes lichte Sommerkleid, das auftauchte, sich um Carlos Gestalt schmiegte. Er trat in ein Kaffeehaus, das Ausruhen in den nachgebenden Polstern tat ihm wohl. Ein wenig lächelte er nun über seine Reise, sein Suchen. War es denn gewiß, daß sie überhaupt noch hier weilte? Er wußte nicht einmal den Namen, den sie jetzt trug. Er hätte ja freilich auch ihren Mädchennamen nennen können, irgendwer hätte schon gewußt, wie Frau Carla jetzt hieße. Aber er hatte eine Scheu vor dem Fragen, vor den verwunderten, staunenden, am Ende gar mißtrauischen Blicken, die ihn treffen könnten. Lieber wollte er es dem Zufall überlassen, dem Menschen, nach dem sich seine Sehnsucht streckte, in den Weg geführt zu werden.

Er blätterte in Zeitungen, blickte auf die Gasse hinaus, in der nur wenige Leute vorübergingen, rauchte eine Zigarette, nach und nach überschlich ihn das Gefühl, daß er sich eigentlich langweile. Die Spannung vor dem Erlebnis, das er sich so sehr herbeiwünschte, ließ allmählich nach. Er wurde fast traurig darüber. Diesen ersten Tag konnte er schon

als verloren gelten lassen, was sollte er mit dem langen Abend beginnen in dieser Stadt, in der er sonst nichts suchte, als sie? Nach einer weiteren halben Stunde hatten sich mißmutige Falten in sein Gesicht gegraben. Je mehr er über diese Reise nachdachte, desto unsinniger erschien sie ihm, nur mehr als die Ausgeburt einer Augenblickslaune, einer widrigen Sentimentalität, die er haßte. Er war ein Narr gewesen. Und wenn er nun Carla wirklich traf? War es denn anzunehmen, daß sie noch dieselbe sei, wie vor zehn Jahren? Und weiter, daß sie seiner nicht vergessen hätte? Er hätte es doch vollkommen verdient, aus ihrem Gedächtnis gelöscht zu werden, oder im besten Falle als eine mehr wehmütige, als glückliche Erinnerung zu bleiben, der eine zur vollen Reife herangewachsene Frau gewiß nicht solche Opfer bringen würde, wie er sich dies in seinen Träumereien vorstellte.

Er stand vor dem völligen Zusammenbruch seiner wahnwitzigen Pläne, als draußen, knapp vor dem Kaffeehausfenster, zwei Menschen langsam vorbeistrichen. Ein blutjunger Leutnant ohne Säbel, mit einem koketten, dünnen Spazierstöckchen in der Hand, und an seiner Seite eine weißgekleidete Dame, die ihren Blick in das Lokal hereinsandte, erst gleichgültig und dann immer staunender Leo betrachtend, der, den Mund vor Schreck halb geöffnet, mit der Miene der größten Verblüffung starr in

dies Gesicht schaute, das nach kurzen Augenblicken wieder verschwunden war. Das war Carla! Nein, durchfuhr es ihn entsetzt, nicht Carla war es, das war die Gestalt, die er vor drei Wochen in dem Traum jener merkwürdigen Morgenstunde gesehen und deren Tanz die summende, unsichtbare Musik begleitet hatte. Er stürzte von dem Tische auf, schrie dem Kellner, der warten ließ, warf ihm endlich ein Geldstück hin, schämte sich dann plötzlich seines aufgeregten Benehmens und ging langsam und bedächtig hinaus. Als ihn die Kaffeehausgäste nicht mehr sehen konnten, beschleunigte er aber seine Schritte, trat in die Mitte der Straße und blickte angstvoll hinunter. Er sah die beiden noch, die Leutnantsuniform und das weiße Kleid. Beruhigt ging er ihnen nach, war bald nur mehr zehn Schritt hinter ihnen und hielt diese Entfernung nun ein. Wie wenn diese weiße Gestalt plötzlich wie ein Traum wieder verschwinden, sich auflösen könnte, umschloß er sie nun mit seinen Blicken, folgte jeder Bewegung des Körpers, von den zart abfallenden Schultern, die ihm unendlich edel geformt schienen, bis zum Wurf des Kleides, das die schreitenden Füße in enger Gefangenschaft umhegte. Auf dem kleinen runden Hut, der auf dunkles Haar gedrückt war, wippte eine Reiherfeder. Von ihr bis zu den hochstöckeligen Schuhen hob und senkte sich sein Blick. Sein Herz pochte stark, seine Sinne waren aus aller

Ordnung geraten. Das Paar vor ihm hatte bei dem Gebäude des Sommertheaters Halt gemacht, das in einer kleinen Parkanlage stand. Sie wechselten einige kurze Worte, die Dame reichte dem Leutnant die Hand und verschwand durch eine schmale Tür, über der in vom Regen verwaschenen Buchstaben das Wort ‚Bühneneingang‘ stand. Carla beim Theater? Was hatte sich da alles in den zehn Jahren ereignet?

Eine halbe Stunde später saß Leo in einer Parkettreihe des kleinen Theaterraumes, als einer der ersten Besucher. Der Saal füllte sich langsam knapp zur Hälfte, große Anziehungskraft schien diese Sommerbühne nicht zu haben. Das Orchester stimmte die Instrumente und spielte einen lärmenden Eingangsmarsch. Dann wurde es dunkel, und der Vorhang ging in die Höhe. Leo hatte den Theaterzettel eifrig studiert. Man gab irgend ein gleichgültiges Lustspiel mit fünf Frauenrollen. Hinter welchem dieser weiblichen Namen mochte sich Carla verbergen? Auf der Bühne saßen zunächst zwei junge Männer, deren Eleganz sich am stärksten in einer tadellosen Bügelsalte ausdrückte, und erzählten sich allerlei Dinge, die ihnen die Souffleuse vorsprach. Die stark geschminkten und geistlosen Köpfe dieser untalentierten Jünglinge widerten Leo an, er schloß die Augen und hörte nur das langweilige Plätschern der Worte, von denen er jedes eine Sekunde später schon ver-

gessen hatte. Plötzlich vernahm er ein helles, lautes Lachen und einige in übermütiger Laune hervorgesprudelte Worte, im Lachen halb erstickt und kaum verständlich. Er sah auf, eine Mädchengestalt war aus den Kulissen getreten, hatte sich die Hände vor das Gesicht geschlagen und konnte sich vor Lachen nicht halten. Die beiden Jünglinge waren aufgesprungen, ihr entgegen, der eine belustigt, der andere etwas verlegen, wie es Leo dünkte. Er konnte sich weder das eine, noch das andere erklären, denn er wußte nicht im mindesten, was die beiden mit den Bügelfalten die fünf Minuten lang, die sie um den kleinen runden Tisch gegessen, miteinander gesprochen hatten. Er harrte nur gespannt des Augenblickes, da sich das Mädchen von seinem Lachkrampf erholt haben und sein Anflitz, das immer noch von den Händen verdeckt war, voll sichtbar würde. Endlich war es so weit. Leo war enttäuscht. Für ihn gab es nur ein drittes geschminktes Gesicht mehr auf der Bühne. Das war nicht Carla. Nun spielten sie zu dritt Komödie, dann zu viert und fünft. Der erste Akt verging, ohne daß Leos Sehnsucht sich erfüllt hätte. Aber es war in ihm wiederholt die Rede von einer jungen Dame gewesen, deren Ankunft man erwartete. Soviel hatte er doch gemerkt. Der Vorhang fiel, wurde wieder hochgezogen, nachdem es sich einige junge Leute nicht nehmen ließen, lebhaft die Hände aufeinanderzuschlagen, im Saal

wurde es licht, und es herrschte ein Gesumm von Stimmen. Langweilig war dies Warten. Endlich entschloß sich die Kapelle, wieder etwas zum besten zu geben, die Lichter erloschen, Leo rückte auf seinen Platz zurecht, ungeduldig, nun gewiß wieder einige Szenen warten zu müssen, ehe seine Anwesenheit in diesem verdunkelten Raum erst einen Sinn bekommen würde.

Er wurde aber zum zweiten Mal enttäuscht, diesmal zu seiner Freude. Denn als der Vorhang mit den allegorischen Figuren und überernährten Putten in der Höhe verschwunden war, erblickte man auf der Bühne nur eine einzige Person, und dies konnte, durchfuhr es ihn sofort, niemand anderer sein, als sie. Sie wandte dem Zuschauerraum halb den Rücken zu, denn sie saß an einem kleinen Tisch im Hintergrunde und schrieb die letzten Zeilen eines Briefes. Sein erster Blick fiel auf die Nackenlinie, die sich im Dunkel des Haares verlor. Er hatte das Gefühl, als ob er erröthete, und war froh, daß es rings um ihn dunkel war und ihn niemand beobachten konnte. Dann erhob sich diese Gestalt und kam, die Augen auf den vollendeten Brief gerichtet, nach vorne. Die ersten Worte drangen an sein Ohr. Die Stimme war fremd und vertraut. Ein wenig des dunklen Klanges lag in ihr und beförte ihn. Als das Mädchen bis zum Kasten der Souffleuse vorgeschritten war, hob es den Blick. Leo sah mitten in ihre dun-

kelblauen Augen hinein, und er hätte schreien mögen. Carla!

Und das Lustspiel ging weiter. Droben stand Carla und spielte, verschwand durch eine Türe, kam durch eine andere wieder herein, lachte und schmolte, ließ sich umarmen und küssen und hing, als der letzte Akt zu Ende war, mit glücklichem Gesicht am Arm eines der beiden jungen Männer, die das Spiel begonnen hatten. Leo saß während dieser anderthalb Stunden unbeweglich auf seinem Sitz, in seinem Kopf stürmte es. Da war er einige kurze Schritte von einem Menschen entfernt, nach dessen Besitz sein ganzes Trachten ging, der aber mit keinem Gedanken dieses Begehrtseins bewußt war. Er stand Carla gegenüber wie einem Schicksal, das er herausforderte. Er dachte kaum mehr an seinen Traum, er dachte nur dies: das ist Carla, wie sie jetzt nach zehn Jahren in mir lebt. Er war in dieser Stunde davon überzeugt, daß jedem Menschen jener zweite bestimmt ist, der die große Lücke eines jeden Lebens bis in die dunkelsten Winkel auszufüllen vermag. Tausende versäumen den Augenblick, zehn erhaschen ihn. Für ihn war er jetzt gekommen, nun hieß es, ihn festzuhalten. Alles war untergegangen in ihm, die ganzen letzten Jahre mit ihren Abenteuern, Enttäuschungen, Erregungen und den vielen Tagen, die man ohne Wunsch und ohne Schmerz dumpf wie ein Tier dahinwandelt. Nun wußte er auch, daß jener

Traum nichts anderes war, als die Frucht ungezählter einsamer Stunden, in denen aus vielen Quellen das Verlangen nach diesem einzigen Menschen zusammengeströmt war, und vielleicht war es gar kein Traum gewesen, sondern das Erlebnis einer wachen Stunde, einer von künftigen Seligkeiten wundervoll durchleuchteten.

Es war Leo ganz gleichgültig, daß sich Carla auf dieser armseligen Bühne droben wie eine bemalte Puppe bewegte, die weißen Zähne zeigte oder schmollend die Lippen spitzte, neckisch und schäkernd eine kindliche Naivität ausdrücken wollte, sich überhaupt gegen alle Gesetze der Natur benahm, in deren Übertretungen hier die künstlerischen Leitfäden zu bestehen schienen. Es war ja nur Spiel und Maske. Ich spiele ja ebenso Komödie, wenn ich hier als Zuschauer sitze und alle anderen annehmen lasse, ich wäre gekommen, um mich zu unterhalten und einen Abend totzuschlagen, den ich nicht besser zuzubringen wüßte. Im ganzen Hause sind wir aber nur zwei Menschen, — sie und ich! Fast bangte er vor der bedrückenden Größe dieses Gedankens, in dem augenblicklich sein ganzes Leben zusammengedrängt war, zitterte vor all dem, was nun kommen würde.

Einstweilen ereignete sich aber gar nichts. Das Lustspiel war zu Ende, die Leute verließen das Theater, er mit ihnen. Er hatte nicht die geringste Absicht, Carla etwa am Bühnenausgang zu erwarten.

Er wußte jetzt, daß sie hier war und wo sie zu finden sei, und das genügte. Alles übrige hatte Zeit. Bald hatte er sich von dem kleinen Schwarm der Theaterbesucher, der so plötzlich die stille Straße belebte, losgelöst, war an den See gekommen, das Ufer entlang gegangen, die letzten kleinen Häuser lagen schon hinter ihm, er schritt weiter.

Die Nacht war warm. Aus dem Schilf drangen die Stimmen unsichtbarer Tiere. Ruhlos wanderten Wolken. Wenn sie den Mond, der im letzten Viertel stand, freiließen, glänzte der See in blassen Streifen auf. Leo ging immer langsamer, den Hut in der Hand, die Augen groß in die Weite gerichtet. Schließlich warf er sich knapp am Ufer ins Gras, streckte Füße und Arme von sich und schaute zum Nachthimmel empor. Das Blut kreiste unruhig in ihm, mit jedem Stoß schien es ihm seine Gedanken vorwärts zu jagen. Wie konnte es kommen, daß ein einziger Mensch mit einem Mal solche Gewalt über einen besäße? Er erinnerte sich, daß er vor zehn Jahren, ziemlich an der gleichen Stelle, in einer hellen Nacht mit Carla ein, zwei Stunden verträumt hatte. Er lag so wie jetzt im Gras, spielte mit ihren Fingern, mit ihrem Haar, und beide sprachen wenig. Dann und wann fuhr ihre Hand liebevoll über seinen Kopf, dann saß das Mädchen wieder ganz ruhig neben ihm und schaute stumm auf den See hinaus. Er wußte nicht, woran sie dachte,

kein Wort kam über ihre Lippen. Vielleicht dachte sie gar nicht an ihn. Denn ihre Liebkosungen waren eher von der Art, als ob sie ihn nur beruhigen, als ob sie sagen wollten: ja, ja, ich bin bei dir, mein Lieber, fürchte nichts. Man kann sich selbst über seine Gedanken keine Rechenschaft geben, anderen schon gar nicht. Einen Augenblick durchfuhr es ihn: es ist ein Wahnsinn zu glauben, daß die Carla von damals und dieses Weibchen auf der Bühne ein und dieselbe seien. Aber was kümmert mich das? Auch wenn es wirklich Carla wäre, wäre sie ja doch eine ganz andere. Ich bin ja auch nicht mehr jener, der ich vor zehn Jahren war. Sie ist deswegen doch die Carla meiner Jugend. Und in ihm stieg eine unbekannte Leidenschaft auf, die ihn mit Schauer füllte.

Er erhob sich und ging den Weg wieder zurück in die Stadt. Es war schon nahe an Mitternacht. Er trat in den Garten eines Restaurants ein, drei, vier Tische waren noch besetzt. Er war gar nicht überrascht, daß an einem von ihnen Nora Weber saß. So war nämlich Carla auf dem Theaterzettel genannt. Die Gesellschaft, die sie umgab, bildeten Kollegen und Kolleginnen, nur zwei Herren, der eine bärtig und schon vorgerückten Alters, der andere mit einem unsympathischen, gelben, faltigen Gesicht, waren nicht von der Gruppe. Der junge Leutnant, der Carla am Nachmittage begleitet hatte, fehlte. Zwei Tische weit entfernt ließ sich Leo nieder und

wählte seinen Sitz so, daß sich Carla unverdeckt seinem Blicke bot. Er hörte typische Gespräche herüber, von Engagements, Erfolgen, Skandalen, Abenteuern. Eigentlich überkam ihn Mitleid mit diesen Leuten, die sich gegenseitig brüsteten und doch alle so herzlich froh waren, daß sie über den Sommer an dem kleinen Saisontheater ihr Brot gefunden hatten. Carla beteiligte sich wenig an den Gesprächen, die ihr langweilig zu sein schienen. Der Herr mit dem gelben Gesicht saß neben ihr und kuschelte ihr dann und wann etwas ins Ohr, worüber sie in unverhohlenem Gefallen auflachte. Es bestand kein Zweifel, daß diese Geheimnisse nichts für prude Menschen waren. Der Alte mit dem grauen Bart ließ Weine bringen, zum Schlusse trank man Sekt. Man wurde sehr übermütig, sprach immer weniger vom Beruf und erzählte immer mehr Zoten. Carla führte das vor ihr stehende Glas oft an ihre Lippen, ihr Nachbar rückte ihr vertraulich näher und bekam nicht selten einen nicht allzu ernsthaft gemeinten Schlag auf seine zutappende Hand. Schließlich rückte Carla ihren Sessel. Sie war auf Leo's Blicke aufmerksam geworden und nahm sie gefällig und zufrieden in Empfang. Leo dachte mit Genugthuung, es könne ja gar nicht anders sein. Carla möge sich lasterhaft benehmen, wie sie wolle. Was bewies dies? Warum sollte sie nicht ganz anders sein, wenn statt dieser öden Männer er neben ihr säße? Die

Frauen sind ja zumeist das, was die Männer aus ihnen machen. Stärker als die Art, in der sie sich zeigte, war die Vorstellung, die er von ihr seit jenem Morgentraum hatte, und die durch ihre Körperlichkeit nicht getäuscht, sondern eher bestätigt wurde. Alles übrige war angeflogene Oberfläche, das ging ihn nichts an.

Nora Weber war nicht schön. Ihr Mund war zu groß, was besonders auffallen konnte, wenn sie lachte. Aber da lenkte man den Blick vom Mund ab zu den Augen, in denen es sprühte und wetterte. Die Augen, — ja die konnten fesseln, die waren dunkelblau und groß und sehr unruhig, so daß sie umso eindringlicher wirkten, wenn sie einen einmal in aller Ruhe erfaßten und nicht losließen. Das Haar schlang sich in einfacher Unordnung um den Kopf. Diese Einfachheit war natürlich beabsichtigt, ein kunstvoll aufgerichtetes Gebäude hätte schlecht gepaßt. Leo versenkte sich ungestört in seine Beobachtungen, folgte jeder Bewegung ihres Körpers, konnte viel besser und unauffälliger jedem Reiz nachspüren, als wenn er neben ihr gesessen wäre. Carla spürte freilich diese Blicke, von denen wohl nicht alle ganz schamhaft gewesen sein mochten. Einmal warf sie sehr unwillig ihre Lippen auf. Aber je lauter sich ihre Gesellschaft benahm, je betrunken er ihr Nachbar wurde, desto mehr wuchs ihre Aufmerksamkeit für den Mann an dem Nebentisch, der

an nichts anderes dachte als an sie und aus dessen Schweigen sie hundert leidenschaftliche Worte zu hören vermeinte, hinter dessen unbewegten Mienen sie ein qualvoll noch gebändigtes Drängen nach ihr errieth. Sie beschenkte Leo, als sie mit den anderen aufbrach, mit einem verheißenden, aus dem blauen Dunkel ihrer Augen aufstrahlenden Blick, für den er mit einem kaum merkbaren Neigen seines nun plötzlich verwirrten und errötenden Gesichtes dankte.

Nach einer Woche war Leo der erklärte Geliebte der Nora Weber, von der man in der Stadt wußte, daß sie ihre Liebhaber mehr als einmal in der kurzen Saison wechselte. Man regte sich darüber nicht auf. Leo war ja kein Einheimischer, wie im Vorjahre der junge Kaufmann, der sich sinnlos in Nora Weber verrannt und den sie durch ihre Ansprüche fast bis zum finanziellen Ruin gebracht hatte, um ihn dann kaltblütig stehen zu lassen. Er war zwar auch schon vor dem Verhältniß mit ihr ein ziemlich leichtsinniger Mensch und mit Schulden belastet gewesen, aber stammte aus guter bürgerlicher Familie, deren Verwandtschaft sich in einem Duzend Häuser zerstreute, und der Skandal mit der Komödiantin war daher ein berechtigter. Leo war ein Fremder, mit der Stadt und ihren Familien hatte er nichts zu thun, und wenn er sich an diesem Frauentzimmer verblutete, war es seine eigene Sache.

Wenn es den Leuten verstatfet gewesen wäre,

näher zuzusehen, hätten sie verwundert merken können, daß von Verbluten hier einstweilen nicht die Rede sein könne. In den ersten Tagen freilich unterschied sich der Verkehr der Nora Weber mit Leo nicht viel von jenem, den sie sonst mit Männern hatte. Des Abends saß er mit ihr in der Gesellschaft der Kollegen vom Theater, und es wurden ähnliche Abende wie jener erste. Aber sie wiederholten sich nicht zu oft, Nora Weber willigte bald ein, die Stunden nach den Vorstellungen mit ihm allein zuzubringen. Leo war es, als ob er im Verkehr mit ihr nach einem ganz bestimmten Plan vorgehen würde, trotzdem er einen solchen nie gefaßt hatte, sondern sich von unbekanntem Mächten treiben ließ, wie die ganzen Tage und Nächte her. Er ließ sich gleichmütig von ihren Liebhabern erzählen und den ganzen Kulissentratsch über sich ergehen, zuckte bei dieser oder jener Schamlosigkeit die Achsel, als ob er nicht im mindesten interessiert wäre, — niemals fiel es ihm bei, sie zu tadeln, ihr irgend welche Vorstellungen zu erheben. Er war nicht gekommen, um Nora Weber zu einer anderen zu erziehen, als sie war. Er wollte nur zu ihrem eigentlichen, innersten Wesen durchdringen, an dessen Güte und Wert er glaubte. Daß er da durch schmutzige Schichten von Unarten, Gewohnheiten und Ansichten hindurch mußte, wunderte ihn nicht. Oft war es ihm, er hätte es schon erreicht, die Stunden mehrten

sich, da Nora Weber weich und nachdenklich wurde, daß sie, wenn er auf dieses oder jenes Abenteuer zurückkam, unwillig und traurig abwinkte. Man sprach nicht mehr viel von der Vergangenheit. Sie hatte sie ihm mit einer erschreckenden Offenheit, mit einer fast merkbaren Freude hingelegt. Genug! Nun wußte er so manches von ihr, — sie fühlte sich beinahe arm und ausgegeben. Das war ein merkwürdiger Mann. Die anderen erregten sich bei diesen Erzählungen, wurden eifersüchtig und hitzig. Leo nahm alles hin, als ob es nicht anders hätte sein können. Das, was sie den Männern gegenüber gewöhnlich als Waffe benützte, hatte er ihr sanft und unmerklich aus den Händen gewunden. Das war ein merkwürdiger Mann.

Und nach einer Woche war Nora Weber vollständig unterlegen. Das war ihr im Leben erst einmal geschehen. Sie erzählte es Leo, daß sie vor zehn Jahren das einzige Mal wirklich und heiß geliebt habe und verlassen wurde. Leo lächelte und sagte nur: „Ich weiß es.“ Nora Weber sah ihn erstaunt und erschreckt an: „Woher weißt du es?“ „Laß es genug sein daran, daß ich es weiß,“ beruhigte sie Leo und drückte ihr die Hand. Es wurde nicht mehr davon gesprochen.

Ihre Stimmungen wechselten rasch, wenn sie auf Spaziergängen neben Leo schritt. Trällernd und munter konnte sie eine solche Stunde mit herzlicher

Heiterkeit umkleiden, konnte sie aber auch verstimmt und mißgelaunt in trostloses Grau tauchen. Im übrigen waren ihr solche Gänge auf Feldwegen und groben Straßen etwas Ungewohntes. Ihre Schuhe hatten zumeist nur Pflaster getreten. Leo nahm Heiterkeit und trübe Laune mit demselben Gleichmut hin. Es überkam ihn wieder das Gefühl, als ob da wirklich in ihm ein vorgefaßter Plan obwalte, von dem er nichts wußte, und als ob die Zeit noch nicht gekommen wäre, in der ihm durch einen plötzlichen Entschluß, durch eine rasche That die volle Herrschaft über dieses in Wandlungen begriffene Menschenkind zufiele. Einmal lagen sie weit draußen im See, die Ruder eingezogen, das Boot schaukelte kaum merklich auf den glasgrünen, gekräuselten Wellen. Aber ihnen helle, warme Sonne. Nora Weber saß weit zurückgebeugt, ihre Hände spielten im Wasser, in ihrem Gesicht wurde ein reiner, zufriedener und fast demütiger Ausdruck des Glückes immer stärker. Selten hatte er ihr Antlitz, dem er in diesem Augenblick als Abwesender gelten konnte, so gesehen. Da stieg in ihm die Lust zu einem Versuche auf, er neigte sich ihr zu und sagte leise: „Carla!“ Sie schaute ihn, aus Traum und fremden Weiten gerissen, verwundert an: „Warum nennst du mich Carla?“ Er schwieg. „Sag,“ wiederholte sie, mißmutig und ängstlich: „Warum nennst du mich Carla?“ Und als er abermals schwieg, meinte sie leicht hin, aber

etwas erzürnt: „Das ist gewiß eine, die du einmal geliebt hast.“ „Vielleicht!“ lächelte er. „Erzähl, — das mußt du mir erzählen, ich hab dir doch auch soviel gesagt.“ „Es ist nichts zu erzählen. Und wir wollen an gar nichts Vergangenes denken, du nicht, ich nicht.“ Nora Weber zog die Lippen etwas empor, beugte sich zurück, blinzelte zur Sonne hinauf, summete eine kleine Melodie, war wieder müde, faul, gab sich ganz der sonnigen, warmen Stunde hin.

Schöne Spätsommertage, mit schon gelbem Laub am Boden und schwimmenden Fäden in der leicht gewärmten Luft, vergingen glitzernd und schwermütig, flüchtig und schlank wie junges scheues Wild, das in den Wald springt. Das Gefühl für Zeit und Tage war in Leo fast abhanden gekommen. Er maß die Stunden nach dem Beisammensein mit Carla, nach dem Fernsein von ihr. Wenn sie Proben hatte, war er von Ungeduld erfüllt, desgleichen des Abends, wenn sie spielte. Er ging nicht ins Theater. Er wollte Nora Weber nicht auf der Bühne sehen, stumm ihr gegenüber sitzen, eingeengt von Leuten, die sie mit Blicken, denen jede Scham fremd war, betasteten konnten. Und er wollte auch nicht von ihr angesehen werden. Wenn sie spielte, war sie ihm eine Fremde, die in ein unnatürliches, schlecht sitzendes Kleid geschlüpft war. Es störte ihn in den besten Illusionen. Erst wenn die Vorstellung zu Ende war, stand er vor dem Bühnenausgang und erwartete sie.

Dann kam der Abend, es währte immer eine gute Stunde, bis sie wieder die andere wurde, die ihn beglückte. Ruhig und ohne Drängen sah er jedesmal diesen Umschwung kommen, der bald nur zögernd eintrat, bald aber auch rasch, durch einen plötzlichen Wechsel der Miene, durch ein ernstes, sanftes, tiefes Wort. Dann empfand er es mit unendlicher, zager Dankbarkeit, wie ihr ganzes Wesen, ihre ganze innerste Menschlichkeit in seine Arme glitt. Das Abschiednehmen war stets ein Schmerz, aber wenn er dann zu Hause angekommen war und sich zu Bette legte, spielte ein frohes Lächeln um seinen Mund. Darüber, daß nun sieben, acht Stunden kamen, in denen er sich des Getrenntseins von Carla nicht bewußt war, in denen der Schlaf ihm über seine Sehnsucht hinweghalf. Wie diese Leidenschaft enden sollte, — ob sie überhaupt enden sollte, daran dachte er nicht. Er schüttelte auch den in mancher klaren Stunde sich aufdrängenden Gedanken unwillig ab, daß Nora Weber keinesfalls Carla sei. Es ist ja sicher, raunten ihm solche Gedanken zu, daß dieser ganze Bau von Traum und Lüge und Täuschung eines Tages jämmerlich zusammenbrechen muß. Er mag es, antwortete er abwehrend solchen Stimmen, heute steht er noch.

Von der starken Hingabe an das Leben, die Leo's ganzes Sein jetzt beherrschte, strömte ein guter Teil auf Nora Weber über, wenn sie nur einige Zeit

neben ihm war. All der Arger und die Kleinlichkeiten des Tages schlichen davon, eine große Einsamkeit umgab sie, ein neues, bisher fremd gewesenes Gefühl, über das sie sich keine Rechenschaft ablegen konnte. In späten Nachtstunden ließ sie sich von ihm nach Hause geleiten, zärtlich an ihn gedrückt, als ob sie noch ein junges Mädchen wäre, das eines starken Beschützers bedarf. Kehrete ihre Jugend wieder? Stand alles das wieder auf, was vor Jahren ihr Blut unruhig gemacht hatte, in der Bangigkeit vor dem unbekanntem Glück ersten Erlebens? Fast war ihr so, und sie wußte nicht, ob sie darüber traurig oder selig sein sollte.

— — — Die dünnen Nebel, die in der Morgenstunde über dem See gelegen, hatten sich gelöst. Klar und blau stieg der Tag zu seiner Höhe empor. Leo hielt noch mit Mühe das Bild fest, wie Nora Weber, ihm einen letzten Blick zuwerfend, in dem dunklen, zur Bühne führenden Gang verschwunden war, und entfernte sich, die Augen gesenkt, damit die Umgebung in diese Vorstellung, die ihm nun für drei Stunden als Erinnerung bleiben mußte, nicht störend eingreifen könne. Diese Vormittagsstunden, in denen sie ihm ferne war, quälten und beunruhigten ihn mehr, als die des Abends, da sie spielte und er sie nicht sah. Jeder Tag nach dem Erwachen begann für ihn als neues Leben. Am Morgen stand es noch im Anfang, und gerade diese

wertvollen, frischen Stunden, in denen er ausgeruht und von neugeschenkter Empfänglichkeit war, mußte er einsam verbringen. Das Frühstück, das er im Kaffeehaus einnahm, ein Bad im See, ein Schlendern über die Promenade kürzten ihm gewöhnlich diese Pause bis zur Zeit, da sie dann mitsammen sich zum Mittagsmahl begaben.

Leo hatte den Hut abgenommen, so daß die klare, vom See her wehende Luft seinen Kopf frei umspielte, und genoß den herben Geruch von Wasser und welkem Laub wie einen seltenen Leckerbissen. Dann war er in eine der alten Gassen eingebogen, in denen es trotz des hellen Vormittags dämmerig und kühl war. Langsam schritt er vorwärts, seine Augen nahmen das bescheiden geschäftige Leben auf, das sich über die Gasse breitete, seine Ohren das Geräusch der bedächtigen, gezogenen Gespräche, die von Entgegenkommenden und Vorübergehenden zu ihm drangen. Plötzlich, wie er das Schaufenster eines Kaufladens ohne jegliches Interesse betrachtete, fühlte er, ohne daß er aufblickte, jemanden neben sich, und gleich darauf hörte er halblaut geflüsterte oder eigentlich in größter Erregung hervorgezischte Worte: „Pfui, — schämst du dich nicht, wie du dich benimmst! Die ganze Stadt spricht von dir und diesem Frauenzimmer!“ Beim ersten Wort hatte er aufgeschaut und sah sich einer Frau gegenüber mit einem nicht mehr jungen, eher traurigen und harm-

vollen, als bösen Gesicht. Leo war in höchstem Maße erstaunt, öffnete seinen Mund zum Sprechen, brachte aber kein Wort heraus. Das — war — Carla. Aus dem Kaufladen getreten, ohne Hut, eine Schürze umgebunden, stand sie vor ihm, hielt sich mit der einen Hand an der Thür; mehr noch als ihre Lippen, sprachen ihre Augen, die dunkelblauen. „Was tat ich dir, daß du mir solches antust? Du kommst hierher, fängst mit dieser Komödiantin an, die jedem zu Willen ist, — pfui, pfui! Hast du denn alles vergessen, was einmal zwischen uns war, kannst du dir keinen anderen Ort aussuchen für deine Liebeleien? Nein, Leo, das hätte ich mir nicht gedacht, für so niedrig und schlecht habe ich dich nie gehalten, all die Jahre her nicht.“ Ihre Stimme kam ins Schluchzen: „Du warst mir immer etwas Schönes aus meiner Jugend, das ich mir bewahrt habe die ganze Zeit, die nicht leicht war für mich, Gott weiß es. Jetzt ist auch dieses weg . . .“ Die Tränen quollen ihr aus den Augen, und da eilte Carla schnell in den dunklen Raum des Kaufladens zurück.

Leo war stehen geblieben. Wie plötzliche Starrheit lag es in seinen Gliedern. Das — war — Carla. Was würde nun geschehen? Ihm wäre es nur ganz natürlich erschienen, wenn jetzt diese hohen, enggebauten Häuser, zwischen denen er stand, auf ihn stürzten, wenn sich der Boden auftäte und über ihm sich wieder schloße, wenn irgend ein Mörder käme, ihm

den Schädel einschläge oder ein Messer in die Brust stieße. Er hatte den Hut noch in der Hand, vor ihm hinter dem Spiegelfenster lagen hunderterlei Dinge, Briefbeschwerer, Reisetaschen, Ansichtskarten, Bronzefiguren, Tintenfässer, Puppen, Ledergürtel, Halsketten, Spielzeug und anderer seelenloser Tand zur Ansicht ausgebreitet, — und weiter rückwärts, ganz, ganz rückwärts, im Dunkel, das den Raum zwischen alten, dicken Mauern ausfüllte, — dort mußte Carla sein. Er konnte sich vorstellen, wie sie auf einen Sessel gesunken war, den Kopf vornüberbeugte und schluchzte und weinte, in Schmerz, Zorn, Groll, aufgewühlt und verwundet. Er ging nicht hinein. Er ging langsam an der offenstehenden Türe vorüber, den Blick geradeaus, weiter die enge Gasse fort; Nebengassen kamen, er wußte nicht, ob er sich nach rechts oder links wenden sollte, er schritt geradeaus, kam aus dem Schatten auf einen kleinen Platz, über dem blendend die Sonne lag, querte ihn, bog irgendwo ein, ging um eine Ecke, um eine zweite, — merkwürdig, wie diese Stadt, die ihm doch vertraut war, nun auf einmal ein so fremdes und feindliches Aussehen hatte. Auf einer Bank, die in einer öffentlichen Anlage stand, ließ er sich nieder und begann hier nachzudenken, was denn eigentlich geschehen sei. Er dachte nicht lange, es würgte ihn in der Kehle. Wie roh und gemein hatte er sich benommen. Carla hatte alt und nicht glücklich

ausgesehen. Gewiß hatte sie viel Ungemach, hatte Kinder, Sorgen, Streit, Kummer und litt, wie so viele frühgealterte Frauen, an der Hoffnungslosigkeit, in der sich ihr ganzes künftiges Leben ausbreitete. Vielleicht hatte sie Sehnsucht nach ihrer Jugend, die in ihrem Gefühl weiter hinter ihr lag, als sie es in Wirklichkeit war, nur als ein schwacher Schein einstigen Glanzes, in dem sie gegangen. Das hatte er alles zerstört und weggewischt. Er deckte sein Gesicht mit den Händen: wie konnte ich so unbarmherzig sein. Wie Schleier, die sein ganzes Bewußtsein verhüllt hatten, fiel es nun von ihm. Wie hatte er nur einen Augenblick denken können, daß diese Gestalt seiner Jugend jetzt noch in einem geschmeidigen Körper vor ihm stehen könne, wie konnte er auch nur einen Augenblick in der anderen die eine wähnen? Schamlos hatte er sich aufgeführt, ein gemeiner Betrüger an Menschen und ihrem edelsten Besitztum.

Leo hatte jede Haltung verloren. Er mußte sich zwingen, ohne aufzufallen, in sein Hotel zu kommen. Dort lag er eine Viertelstunde auf das Bett geworfen, die Augen weit geöffnet und nach einem ganz belanglosen Punkt der Zimmerdecke gerichtet. Dann packte er seine Sachen, bezahlte die Rechnung, fuhr zum Bahnhof und löste sich eine Karte dorthin, woher er gekommen war. Eine Stunde mußte er noch auf den Zug warten. Als er endlich in die Station

einfuhr, erschien er ihm wie ein Erlöser. Erst als er schon im Wagen saß, erinnerte er sich, daß er Nora Weber von der Probe abholen sollte, und da kam auf seine Zunge ein fader Geschmack, als ob er zuviel Süßigkeiten genossen hätte.

Das Ende Emanuels

Die Tür tat sich auf, und ins Café, das von Musik und Lärm und Lachen erfüllt war, trat ein hoher, schlanker Mann. Man hätte ihn für einen Ministerialrat halten können, entschied sich aber in Unbetracht des Lokals lieber für einen Hochstapler. Denn dies Café war kein wohlangeschriebenes. Untertags ein Durchschnittslokal, in dem die Bürger Tarock, Billard, Domino und auch gefährlichere Spiele spielten, enthüllte es um die elfte Abendstunde, nachdem der Raum eine gute Zeit hindurch fast ganz leer geblieben, seinen anderen Charakter. An der Stirnseite stand ein Podium. Das bestieg um diese Stunde ein halbes Duzend musizierender Zigeuner. Sie nannten sich wenigstens so, und ihre Gesichter sprachen auch dafür. Gelb, lasterhaft, frech, fast ohne Ausnahme mit einem Stich ins Kriminelle. Die meisten der Mitglieder dieser Kapelle waren tatsächlich Madjaren, von diesem Budapester Abhub, der fortwährend herüberströmt, und der Kapellmeister, den man Janosch rief, sprach nur gebrochen Deutsch. Ob mit Absicht, oder weil er es wirklich nicht besser konnte, wußte man nicht. Um elf Uhr

täglich stiegen die Musikanten auf das Podium und spielten erst vor zwei, drei Tischen, an denen verspätete Gäste saßen. Dann, um Mitternacht, kam das andere Publikum. Zuerst die Mädchen. Junge, die in ihren besten Stunden, wenn sie ausgeschlafen und wohlfrisiert waren, entzückend frisch ausfahen, und die älteren, denen auch der längste Schlaf die Jugend nicht mehr zurückgeben konnte. Sie setzten sich um diese Stunde, da sie kamen, gewöhnlich an einen Tisch in der Nähe des Podiums. Die Musikanten waren da noch die einzige Herrengesellschaft, und der Janosch hatte seine Beziehungen zu dieser, der das Cymbal spielte, zu jener, und der Flötist gleich zu drei, vieren. Denn der war der echteste Zigeuner, so daß ihm ein Wiener Mädel nur schwer widerstehen konnte. Eine halbe Stunde später erfuhren die Beziehungen zwischen den Mädchenfischen und dem Musikantenpodium ihre ersten Unterbrechungen. Das Café füllte sich, lärmende Gesellschaften kamen, franken erst ihren Schwarzen und ließen sich dann Schnäpse und Wein geben. Janosch mußte mit seiner Kapelle spielen, und er tat es mit immer mehr steigendem Eifer. Um drei Uhr nachts gab es kaum mehr eine Pause. Wenn er nicht auf dem Podium stand, bald die Saiten seiner Violine streichend, bald mit dem Bogen den Dirigenten markierend, hatte er sich an dem Marmortischen irgend einer zahlkräftigen Runde aufgestellt und

fiedelte ihr vor, was ihr Begehr war. Es war ihm gleichgültig, ob es der Rakoczymarsch oder das Prinz-Eugen-Lied oder die Wacht am Rhein war. Er fiedelte, wie es sein Beruf war, und je dicker der Rauch sich ballte, je lauter die Leute kreischten, desto wohler war ihm. Denn dann erst blühte das Geschäft und wurden die Taschen locker.

Wie der Herr im eleganten Mantel und Zylinder ins Café trat, war der Lärm schon beträchtlich. Der Zeiger auf der Uhr über dem Spiegel stand zwar erst auf eins, aber dafür war es ein Samstag, und das Ende der Arbeitswoche wird ja gewöhnlich lärmend und tief in den Sonntag hinein gefeiert. Ein Kellner sprang sofort herbei, half dem neuen Gast aus dem Mantel, und gelassen nahm der Angekommene an einem noch freien Tisch Platz, am Fenster, in dem verblaßten schäbigen Plüsch. Ließ sich ruhig und langsam nieder, bestellte eine Schale Kaffee, zog die wohlgefaltete Hose etwas in die Höhe und steckte sich eine Zigarette an. Sein Eintritt hatte keinerlei Aufsehen erregt, die Kapelle spielte weiter, die Mädchen blickten auf, aber nur flüchtig, und die Gäste bemerkten ihn überhaupt nicht. Er hatte ja nicht das mindeste Auffällige an sich. Seine Kleidung war besser als die der Leute, die sonst in diesem Vorstadt-Nachtcafé noch ihr Bedürfnis nach Lärm, Wein und Weiblichkeit zu stillen gewohnt waren, aber sein Gesicht war ein ganz gewöhnliches. Er mochte an die

vierzig Jahre sein, sein Haupthaar war stark gelichtet, sein kurz gehaltener Bart ein klein wenig angegraut, und sein Benehmen nach keiner Richtung hin derart, daß man sich mit ihm hätte irgendwie beschäftigen müssen. Sogar die Mädchen nahmen nur ganz oberflächlich von ihm Notiz. Der Cafetier aber, wie er den Angekommenen sah, eilte sofort auf den Tisch zu, machte ein lebenswürdig grinsendes Gesicht und reichte dem Gast seine fette, ringbesteckte Hand. Sie wurde genommen und der Druck erwidert. Ein feiner Beobachter hätte sehen können, daß es immerhin mit einigem Widerwillen geschah, aber auf Feinheiten gab man hier nicht sonderlich viel. Doch der Gast wußte wohl, warum gerade er vom Wirt, der seinem Aussehen nach ein entfernter Vetter des Janosch hätte sein können, mit solcher Achtung begrüßt wurde. Trotzdem er nur seinen Kaffee trank, sich nie von der Kapelle etwas vorspielen ließ, nie eine große Zeche gemacht hatte. Er war die Zierde des Lokals. Er war derjenige, der diesem Café in später Nachtstunde immer noch einen schwachen Hauch der Wohlanständigkeit gab. Der Nüchterne unter den Betrunkenen. Einer, der im wüßtesten Lärm, wenn der Wein über die Tische rann und die Mädchen wegen unerlaubter Griffe aufkreischten, stets ruhig und in würdiger Haltung an seinem Tisch saß, nachdenklich eine Zigarette nach der anderen rauchte, auf die Musik hörte, als ob sie tatsäch-

lich Hörenswertes böte, um drei oder vier Uhr nachts gleichmütig sich eine Zeitung holte, und höchstens noch einen zweiten oder dritten Schwarzen bestellte. Ein solcher Gast ist einem solchen Wirte ebenso lieb, wie in einem bürgerlichen Wirtshause der Ausgelassene und Betrunkene, und es schien geradezu, als ob der Cafetier den Musikanten und den Mädchen Auftrag gegeben hätte, ihn nicht zu belästigen. Niemals stellte sich der Janosch zu ihm, niemals setzte sich eines der Mädchen, die doch sonst nicht wählerisch in ihrer Gesellschaft waren, an seinen Tisch. Daß er nicht hübsch und nicht mehr jung war, konnte nicht der Grund sein, denn es wurde um weitaus Häßlichere und weitaus Ältere an diesen Tischen gewonnen.

Er war also kein Hochstapler. Er war auch kein Ministerialrat, aber immerhin auf dem besten Wege dahin. Denn täglich ging der vierzigjährige Emanuel in sein Ministerium, erledigte seine Arbeit, tat mehr als manche seiner Kollegen und verließ nachmittags um drei Uhr, keineswegs erschöpft, aber doch etwas ermüdet das alte Gebäude in der inneren Stadt. Speiste zu Mittag in einem Restaurant, in dem man stets noch ein Menü nach seinen Wünschen zusammenstellte, und begab sich dann nach Hause. Sein Leben war von einer vollendeten Regelmäßigkeit. Seine Junggesellenwohnung, die eine alte Bedienerin betreute, glänzte in musterhafter Ordnung, Bü-

cher an den Wänden, Teppiche am Boden, Blumen auf dem Tisch, — er war der geborene Ehemann, und sein Ordnungssinn wäre seiner Frau, wenn er eine gehabt hätte, vielleicht sogar unangenehm gewesen. Aber er hatte keine. Zweimal war er in der Schlinge gewesen, und beide Male war das Verlöbniß zu keiner Ehe ausgeartet. Und jetzt war er vierzig Jahre alt, hatte sich durch Verlobungen und Freundschaften redlich durchgeschoben und war in eine ziemliche Einsamkeit geraten. Die ganze Woche mußte er den Korrekten spielen, und seine Natur war eigentlich gar nicht auf diese Spielart gestimmt. Sein Blut rebellte oft dagegen. Wenn er Urlaub hatte, durchtaste er die Länder, nirgends Ruhe findend, überall nach Erlebnissen spähend, nach etwas Unerwartetem, das ihn aus dem Gleichmaß reißen, das die ganze wohlgefügte Ordnung, die er in sein Leben gebracht hatte, mit einer derben, gesunden Hand umstürzen könnte. Es kam nichts. Er hatte keine Reiseerlebnisse, er hatte auch in Wien kein Abenteuer. Die Tage vergingen und die Wochen, und sein Ruf war der des angesehenen Beamten, der sich nichts zuschulden kommen läßt und der wirklich geeignet ist, sehr bald Hofrat zu werden.

Dieses Leben lastete auf Emanuel. Der Hofrat war nicht im mindesten sein Ehrgeiz. Je älter er wurde, desto heißer sehnte er sich nach einem Erlebnis. Oft glaubte er, umkommen zu müssen auf

dieser glatten Bahn, die ihm keine Schwierigkeiten mehr zeigte, oft beneidete er die Entgleisten, die Verkommenen, die Zigeuner — und wöchentlich einmal ging er in dies Café. Sah um sich Leute, die sich wahrscheinlich mit dem Leben rauften, und die hier vergessen wollten, sich in einen Taumel stürzten, aus dem sie am nächsten Morgen mit schwerem Kopf erwachten. Sah hier Bewegung, Unanständigkeit, Lüfternheit, Elend und Betrunketheit. Das tat ihm wohl. Schon der bloße Anblick. Mehr wollte er nicht. Das Verlangen nach einer Beteiligung an diesem Treiben spürte er kaum. Nur selten hatte er das Gefühl, aufspringen zu müssen, es den anderen gleichzutun, mitzutrinken, mitzuschreien, — alles das abzuwerfen, was sich durch zwanzig Jahre an ihn gehängt hatte wie faules, müdes Fleisch über einen festen Kern. Aber das waren nur Augenblicke, gewöhnlich brauchte er sich zu seiner Zuschauerrolle nicht im mindesten zu zwingen. Er saß an seinem Tisch, blickte dahin und dorthin, rauchte seine Zigarette, und blieb die Zierde des Cafés, in dem er jede Woche einmal den Ruf der Bürgerlichkeit wahrte.

Drüben am Tisch, nächst dem Podium, saß ein junges Mädchen, das er schon zweimal hier beobachtet hatte. Sie war von den Gästen, wie es schien, wenig gesucht. Denn auch das letzte Mal saß sie allein drüben und hatte sogar seinen festen, ruhigen

Blick lächelnd erwidert. Das tat sie auch jetzt. Dann stand sie auf und setzte sich zu ihm. Trotzdem gerade der Wirt vorüberging und ein sehr erstauntes Gesicht machte.

„Sie sitzen immer so allein, Herr Baron!“ fing sie an, „Sie erlauben schon, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste.“

„Aber ja, mein Kind!“ erwiderte Emanuel und dachte sich wieder einmal, daß die Frauen in der Ferne gesehen gewöhnlich viel begehrenswerter erscheinen als in nächster Nähe. Die Kleine war zwar nicht übel und mochte im übrigen noch nicht lange Stammgast hier sein. Die Haut ihrer Wangen war noch frisch und gespannt, ihr Haar hatte keine Unterlage, sondern zeigte eine schöne, schwere natürliche Fülle, und der Ton ihrer Stimme war ihm nicht unangenehm. Sie tat bescheiden und zurückhaltend und fragte ihn nur ganz oberflächlich, warum er denn so fest hinübergeschaut habe zu ihr. Sie kamen in ein nettes, zwangloses Gespräch, und Emanuel wunderte sich, — mit wachsender Freude — daß er sich auch mit einem solchen Mädchen unterhalten konnte. Der Wirt brachte Wein, der Janosch kam und spielte den Rakoczymarsch. Die Leute johlten, zerbrachen Gläser, vor dem Podium tanzte ein Paar in wollüstigen Umschlingungen. Eine lärmende Gesellschaft trat ein, drei, vier junge Leute, suchte Platz, fand keinen und ließ sich an Emanuels Tisch

nieder. Bestellte erst Bier, dann Liköre, dann Wein. Emanuel sah es mit Mißvergnügen und merkte es ebenso unliebsam, daß das Mädchen an seiner Seite seines ruhigen Gespräches, das ja möglicherweise etwas Väterliches an sich haben mochte, immer mehr überdrüssig wurde und schließlich mit dem Nachbar ins Gespräch kam. Der war der Anführer der jungen Bande. Vom Typ des Lebemannes in der Vorstadt. Schaffte Wein an, hatte seine gefüllte silberne Zigarettentabatiere vor sich, hielt die ganze Gesellschaft frei und war ein fescher Kerl. Mit einem solchen kann ich nicht konkurrieren, dachte Emanuel halb belustigt, halb wehmütig, da er von seinem Mädchen, das sich ganz dem neuen Gaste zugedreht hatte, nun nur mehr die flaumigen, golden schimmernenden Haare im Nacken sah. Und es wird höchste Zeit, daß ich nach Hause gehe, dachte er weiter. Aber, als ob die anderen seine Gedanken erraten hätten, — es kam eine neue Flasche Wein, und er mußte mittrinken, das Mädchen zeigte sich weichherzig und strich ihm über die Wange, und, kaum daß er wußte, wie es kam, war er mitten drinnen in der Gesellschaft der lustigen Brüder und frank und fat mit.

Drei Uhr war vorüber. Über Emanuels Augen lag es wie ein Schleier, aber er fühlte sich wie befreit von einem unsäglichen Druck. Die Emmi, so hieß das kleine Laster, wurde von ungemeiner Zutraulichkeit, als sie sah, daß sich der Baron nicht be-

schämen ließ, die jungen Leute sorgten für die Lustigkeit, Janosch wich kaum mehr vom Tische, nur der Wirt machte trotz der großen Zeche, die hier emporwuchs, erstaunte Augen. Sollte er sich doch getäuscht haben in seinem Gast? Es ist jammervoll, wie schwer Barone und Hochstapler heutzutage zu unterscheiden sind.

Auf einmal hielt der Franzl eine Rede. Das war der fescbe Kerl neben der Emmi. Auf die Wiener Gemütlichkeit, auf die Feschheit, auf die Gleichheit und Brüderlichkeit, und auf den Baron, der so gar nicht wäre wie die anderen Barone. Emanuel, der das Gefühl hatte, als ob in seinem Kopfe sich ein riesiges Rad drehte, bald vorwärts, bald rückwärts, reichte dem Franzl die Hand, dann hörte er, wie seine Freunde riefen: „Reden! Reden!“ Und er stand wirklich auf, so wie der Franzl es getan, und hielt auch eine Rede, die im Lärm des Cafés übrigens nur den an seinem Tische Sitzenden vernehmbar war. Sprach vom Leben und von der Jugend und wollte noch manches sagen, was ihm so im Lauf der Jahre durch den Kopf gegangen war. Aber er sah, wie die Emmi gähnte und die übrigen nicht mehr zuhörten, brach plötzlich ab und setzte sich nieder. Das war das Zeichen zu einem vielstimmigen Prosit, die Gläser klirrten aneinander, und Franzl bot dem Baron das Duwort an. Emanuel machte gute Miene zu diesem Spiel und war im Innern gar

nicht entrüstet. Im Gegenteil, — und wer wußte denn hier überhaupt, wer er sei. Leben, Jugend, Frische, — ach, ihr könnt mich alle gern haben, da draußen! Auch mit der Emmi trank er Bruderschaft, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er auch den Janosch umarmt, der diesen Tisch nicht mehr verließ, da er sah, daß hier sein Weizen blühte. In einem lichten Augenblick erinnerte sich Emanuel, daß er für den nächsten Mittag zu einem verheirateten Kollegen zum Essen geladen sei und sich nicht verschlafen dürfe. Aber das war erst morgen, morgen, — — Und die Emmi könnte er sich eigentlich mitnehmen, die wird nicht so oft in einer geordneten eleganten Wohnung schlafen. Und sein Bureau? Wenn die wüßten, wo er wäre! Nein, diese Stunden waren unbezahlbar, — dieses ereignislose eintönige Leben hatte er ja so satt. Und die Emmi wird er sich bestimmt mitnehmen.

Die Emmi war schläfrig. Es ging auf vier. Und sie sagte, sie wolle nach Hause. Und die lustigen Brüder konnten kaum mehr lallen. Also zahlen! Es war eine hübsche Zeche. Als sie aufstehen wollten, suchte der Franzl, der schon bedeutend schwankte, seine silberne Tabatiere. Sie lag nicht auf dem Tisch, er fand sie nicht in seinen Taschen. Erst meinte er zu seinen Freunden, sie sollten keine schlechten Witze machen. Die waren entrüstet. Dann flog ein Blick zu Emmi, die ja neben dem Franzl gegessen hatte. Die

wurde gleich gemein. Emanuel dachte, es ist doch ein niedriges Pack, in das ich da geraten bin, und spielte den vollständig Unbetheiligten. Aber nicht lange. Denn als die Emmi mit einer Schneidigkeit, die zu ihrem sonst sanften und gutmütigen Gesicht schlecht paßte, den Verdacht von sich abgewälzt hatte, zwin- kerte der Franzl zu Emanuel herüber: „Alsdann, Herr Baron, mach keine G'spaß", gib mir meine Ta- bacier!" Emanuel lächelte gezwungen und sagte dann, in dieser Situation sich wieder auf sich besinnend: „Mein Lieber, ich habe sie doch nicht, wer weiß, wo- hin Sie sie getan haben.“

„Jetzt red't er auf einmal per Sie!" hörte er noch. Und dann kam der Krawall. Wie der eigentlich an- gefangen hatte, dessen konnte er sich später nicht mehr ordentlich entsinnen. Wenn er zurückdachte, sah er nur ein wüßtes, schmutziges Bild vor sich. Die Bur- schen waren alle aufgestanden, die Emmi davon- gelaufen, und der Franzl schrie. Erst kam der Wirt und sah ihn mit einem verdächtigen Blick an, die Leute, die noch im Café weilten, schauten herüber oder stellten sich hinzu, und der Franzl schimpfte in einer Weise, der gegenüber er vollständig hilflos war.

„Das will a Baron sein und jagt an armen Teufel sei Tabacier — das wer'n wir no sehn, ob das so hingeh't. Es gibt no a Gerechtigkeit — ent- weder hat's der da oder dö's Mensch, dö's elendige,

das da g'essen ist. I will mei Tabatier, mei silberne, ehender geh' i nit fort!"

Der Wirt wollte erst beschwichtigen, und der Janosch ebenso. Aber beide sahen, wie Emanuel zitternd und mit tiefstem Rot übergossen, vor dem schreienden Burschen stand und ein paar Worte stammelte. Wie er, in zurückkehrender Nüchternheit, plötzlich wieder blaß wurde und mit hilflosen Augen rundum schaute. Und in beiden, dem Wirt wie dem Kapellmeister, der zehn Minuten vorher von Emanuel zwanzig Kronen erhalten hatte, stieg der Verdacht immer höher, daß dies kein Ministerialrat, sondern tatsächlich ein Hochstapler sei. Der Wirt geriet in Wut darüber, daß er sich so täuschen hatte lassen von diesem Menschen, dem er durch Wochen hindurch jeden Samstag mit einem unterwürfigen Grinsen die Hand gedrückt hatte. Alles eher hätte er sich gedacht, als daß dieser ruhige, gefezte Mann sich doch schließlich als Bauernfänger und Taschendieb entpuppe. Und in seinem Zorn über sich selbst schrie er: „Das wer'n wir gleich hab'n!" und rief den Polizisten von der Straße herein, der allnächtlich vor diesem Café seinen Posten hatte, da ja die Skandale mit den Mädchen und den Betrunknen oft einer Schlichtung bedurften.

Der Polizist kam. Und eine Viertelstunde später war die ganze Gesellschaft auf dem Kommissariat: Emanuel, Emmi und der Franzl mit seinen Genossen.

Der Kommissär war ungehalten über die Störung und sah Emanuel scharf an. Der hatte inzwischen die Fassung wiedergewonnen und antwortete auf die Fragen kurz und kühl. Es müsse ein Irrtum sein, die Herren wären ja alle nicht nüchtern und so. Und er hätte diese verwünschte Tabatiere nicht. Emmi sagte daselbe aus, aber in einer zweideutigen, hinterhältigen Weise, die Emanuel sehr verdächtigte. Um den Streit zu schlichten, nahm der Kommissär einfach eine Leibesdurchsuchung vor und begann bei Emanuel. Aus seiner rechten Hosentasche zog er Franzls Tabatiere hervor.

Franzl triumphierte, Emmi schrie: „Jetzt soll der Herr Baron noch so frech sein und sagen, ich hätt's ihm zug'steckt!“ Emanuel war blaß und schwieg. Was hätte ihm alles genügt. Er stotterte, daß es unmöglich sei, daß er nicht wüßte, wie dies in seine Tasche geraten wäre, — und hörte, wie der Polizist neben dem Kommissär das Wort fallen ließ: „Ein feiner Herr, — das hab ich mir glei dacht!“

Der Kommissär aber machte ein ernstes Gesicht, und Emanuel hatte es vielleicht nur seiner anständigen Kleidung zu verdanken, daß er nicht gleich zurückgehalten wurde. Doch man wollte seine Persönlichkeit feststellen. Emanuel durchfuhr ein Schreck wie ein heißer Stahl, der plötzlich in ihn hineingerannt würde. Aber er faßte sich rasch. Er wurde nach Ausweispapieren gefragt und wies seine Legitima-

tion vor. Die betrachtete der Kommissär kopfschüttelnd, als ob er vor etwas völlig Unglaublichem stände, und gab sie ihm dann zurück. Er war aber merkbar um einen Ton höflicher zu Emanuel, als er das ganze Verfahren schloß, und sagte, er werde schon in den nächsten Tagen vernehmen, was weiter in dieser Sache geschehen werde.

Dann wurden alle entlassen. Emmi schnitt ein höhnisches Gesicht, seine Zechgenossen riefen ihm noch ein paar unflätige Worte nach. Dann stand er allein auf der Straße, setzte mechanisch einen Fuß vor den anderen und schlug, ohne daß es ihm recht bewußt wurde, die Richtung nach seiner Wohnung ein. Klingelte an, gab dem Portier das Trinkgeld, stieg zwei Stockwerke empor, öffnete seine Wohnung und trat in sein Zimmer. Sein Gesicht verzog sich schmerzlich. Ruhe und Ordnung umfing ihn, die Bücher standen an den Wänden, sein Schritt sank in den weichen Teppich, ein dünner Duft der Blumen, die in der Vase auf dem Schreibtisch standen, kam ihm wie ein Gruß entgegen. Er ließ sich auf dem Sofa nieder. In seinem Hirn hämmerte es. Was war jetzt geschehen, wie stand es nun mit ihm? Er war also ein Dieb, — ein Dieb, ein Dieb!! Und wer würde ihm das Gegenteil glauben. Und wenn schon nicht ein Dieb, so war er mindestens des Diebstahls dringend verdächtig. Das galt gleichviel. Und in den nächsten Tagen würde dann eine Vorladung

kommen und sein Hofrat ihn zur Seite nehmen, im Zweifel, ob er einen Verbrecher oder einen Verrückten vor sich hätte. Dann kam wahrscheinlich eine Verhandlung, auf die sich die Zeitungen stürzen werden, und wer weiß, welchen Schmutz und Kot dieser Stein, der da ins Rollen geraten war, noch aufspritzen würde.

Nein. Das ging alles nicht. Das ging doch alles nicht. Da gab es ja überhaupt keinen Ausweg mehr. Da mußte Schluß gemacht werden. Aber schnell, schnell, schnell. Er war vollständig ernüchtert und Herr seiner Gedanken. Setzte sich an den Tisch und schrieb einen Brief an seinen Hofrat, daß er die nächsten Tage wegen eines argen Unwohlseins nicht ins Bureau kommen werde. Dann schrieb er noch ein Blatt an seine Bedienerin, daß er auf eine Woche verreise, legte beides ins Vorzimmer hinaus, versperrte die Türe in sein Zimmer und begab sich zu Bett. Stülpte sich die Polster auf, so daß er in sitzende Stellung kam, und lag nun lange in ruhiger Haltung. Starrte mit großen, steifen Augen das Tapetenmuster seiner Wände an und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Die ausgerauchten ließ er achlos auf den Teppich fallen. Bei der sechsten war er zu einem festen, unabänderlichen Entschlusse gelangt, stand auf und führte ihn auch aus.

Die Droste

Auf dem Schloßplatz, zwischen zwei alten Bäumen mit dichten, breiten Kronen, steht das Denkmal der Droste. Die Locken fallen der Dichterin, schön gewunden, auf die Schultern, und auf ihrem Scheitel liegt des Sommers manch grünes Blatt. Im Winter deckt ein hohes Häubchen den feinen Kopf, und wenn der Wind durch die dünnen Äste streicht, streift er noch eine kleine Ladung Schnee auf sie herab und hüllt sie mählich ganz in das reine Weiß, die dort oben, halben Leibes, auf ihrem Sockel sitzt, mit ihrem noch jungen, so fraulichen Gesicht. Ihr Blick sucht das Schloß, in dem sie die glücklichen und die schmerzlichen Briefe an Levin schrieb, und das nur hundert Schritte weit von ihrem Denkmal aus den Felsen emporsteigt. Könnte sie den Sockel verlassen und durch die enge Stadt wandern, würde sie alles noch beim alten finden. Der Schloßplatz hat sich in den letzten Jahrzehnten nicht geändert. Noch steht das hochgiebelige Pfarrhaus dort, das schon alt war, als die Droste im Westfälischen in den Windeln lag, noch steht das kleine niedere Gebäude mit dem säulengestützten Dach und sieht aus wie ein heim-

liches Residenztheater, während es in Wirklichkeit nur das Zeughaus der städtischen Feuerwehr ist, und noch dreht sich das riesengroße, vom Moos ganz dunkelgrün gewordene Mühlenrad in der tiefen Schlucht neben dem Schloß. Und die ganze stille Stadt ist noch dieselbe, wie zur Zeit, da die Annette dort dichtete und den Schmerz erleben mußte, daß ihr Levin mit einer jungen Frau zu Besuch kam, und da sie schließlich starb und ihren Frieden angesichts des weiten Sees draußen, außerhalb der Mauern und des alten Grabens gefunden hat. Nur im Sommer wird es lauter. Da kommen die Fremden, kommen Maler und Schriftsteller, steigen die steilen Stufen vom See herauf und umstehen das kleine Denkmal auf dem Schloßplatz, und dann gehen sie, kaufen sich Ansichtskarten und fahren befriedigt mit dem nächsten Dampfer nach Konstanz zurück. Jetzt war es aber Winter, mitten im Februar, und Fastnachtsdienstag, an dem die ganze Lustigkeit des kurzen Faschings, so wie es seit jeher Brauch war, eilig, als ob sie etwas veräumte, den Gipfel hinaufkletterte. Schon frühmorgens stapften die Kinder durch den Schnee, das eine mit einer fragenhaften Larve vor dem Gesicht, dem es hinter dem Pappzeug arg warm wurde, das andere mit angestrichenen Wangen und schwarzer Nase, und zeigten an, daß Karneval sei, daß aber die Großen nur noch nicht mitfun könnten, weil sie noch in Beruf und Geschäften wä-

ren. Aber als es dämmerte, die Nebel vom See stiegen und die dünnen, kraftlosen Lichter in den Straßen aufglommen, taten auch die Großen mit. Die Straße und die steile Stiege, die von der Oberstadt hinunterführte, zeigten einen Verkehr, wie er nur selten zu sehen war. Hinauf und herab ging es, von einem Gasthaus heraus in das andere hinein, und die ganze junge Welt war maskiert und verummmt. Im Gasthof zum ‚Schiff‘ war schon um sieben Uhr kaum mehr ein Stuhl zu bekommen. Alles war dort, was in der Stadt etwas gelten wollte, und in dem langgestreckten Saal saßen die Bürger breit und behäbig an den Tischen. Nur die jungen Leute stellten sich erst langsam ein, Burschen und Mädchen, erheitert, fröhlich und noch zu mancherlei tollen Streichen gelaunt. Auch die Stadtkapelle hatte sich schon auf dem Podium versammelt, die Instrumente waren gestimmt, und der Kapellmeister hob gerade den Taktstock zum Eingangsmarsch.

Da tat sich die Türe auf, und herein trat ein junges Mädchen, allein und sehr eilig, in dem Gefühl, daß es sich verspätet habe. „Die Droste!“ rief ganz plötzlich einer, der nahe bei der Türe saß, und auf diesen lauten Ruf wandten sich viele um, und sogar der Kapellmeister ließ seinen Dirigentenstab wieder sinken und wandte die Augen zur Türe. Das Mädchen lächelte, nicht überrascht, sondern einigermaßen befriedigt, und wollte zwischen den ersten

Tischen rasch durchgehen, was ihm aber schwer gelang. Denn der Ruf ‚Die Droste!‘ wiederholte sich von Tisch zu Tisch, und überall waren erstaunte, forschende Augen. Denn unter all den Kostümierten und Vermummten war dieses Mädchen am schwierigsten zu erkennen. Es war, als ob die Dichterin von ihrem Sockel herabgestiegen wäre, sich den Schnee von den Schultern geschüttelt hätte und nun mitten durch die Reihen der Lebenden schreiten würde. Das Mädchen, das solche Aufmerksamkeit erregt hatte, war eher klein als groß, von schlankem Wuchse und zierlichen, aber keineswegs beabsichtigt zierlichen Bewegungen, sondern im Gegenteil, viel eher von lieblicher Natürlichkeit. Ihr Gesicht, das einen dünnen Anflug von Puder hatte, zeigte in der Umrahmung der Hängelocken fast tatsächlich einige Ähnlichkeit mit der Dichterin und war jetzt mit seinem freudigen Lächeln, mit dem zufriedenen Stolz darüber, daß die Täuschung überall so wohl gelungen, von angenehmster Wirkung. Die hübsche ebene Gestalt war in ein reich gefaltetes Kleid von geblümter Seide gehüllt, das einen unaufdringlichen, süß-herben Duft ausströmte, und die kleinen Füße staken in niedlichen, schmalen Kreuzbandschuhen, wie man sie zur Zeit der Dichterin getragen hatte. Den Mantel hatte sie draußen gelassen, so daß, wie sie in den Saal trat, ihre ganze Verkleidung sich in schönster Ordnung und

Frische darbot. Es wurde dem Mädchen nicht leicht gemacht, zwischen den Tischreihen vorwärts zu kommen, überall streckten sich ihm Hände entgegen und lönte es wieder: „Die Droste!“ Das Mädchen lächelte glücklich und hütete sich, ein Wort zu sprechen, um nicht an dem Klang der Stimme erkannt zu werden. Aber ein junger Bursch, der sie im Vorübergehen aufhielt und ihre Hand gerade in der seinen hatte, blickte ihr scharf ins Gesicht und rief dann laut: „Ei, das ist ja Direktors Sophie!“ Und nun wußten es alle, und der Saal füllte sich mit fröhlicher Heiterkeit und einem Gewirr von Stimmen. Sophie selbst gelang es nun endlich vorwärts zu schreiten, und sie begab sich an einen Tisch, von dem aus sie schon seit dem Augenblick ihres Eintrittes mit großer Spannung beobachtet wurde. An ihm saßen zwei Mädchen, etwas jünger als sie, ein Herr in der Mitte der Fünfziger und ein junger Mann mit glattem Gesicht und in Kleidern, die vom kleinstädtischen Schnitt, wie er hier zu sehen war, ziemlich abstachen. Als Sophie an den Tisch herankam, wurde sie auf das herzlichste begrüßt. Ihre beiden Schwestern, die Trude, in Zigeunertracht, die gut zu ihren schwarzen Haaren paßte, und Johanna, die blonde, kleine, jüngste, als schwäbisches Bauernmädchen, nahmen sie in die Mitte, und nun ging es ans Erzählen, was jede von den dreien in den frühen Abendstunden erlebt hatte. Dann und wann warf der

Vater in seiner stillen, bedächtigen, etwas spöttischen Art ein Wort dazwischen, und bald beteiligte sich auch der fremde junge Mann, der bisher nur schweigend sein Bier getrunken und seine Zigarre geraucht hatte, an dem Gespräch. Ringsum war ein Schwätzen und Lachen und Summen, dann dröhnte wieder das Blech der Musikanten und machte allen Worten ein Ende, der Saal füllte sich mit Hitze und Rauch, und die Kellnerinnen konnten nicht genug Krüge tragen, um den Durst der Vielen zu stillen.

Schon um zehn Uhr wurden Tische und Sessel beiseite geschoben, um Raum für den Tanz zu schaffen, und bald darauf saßen wirklich nur mehr die alten Leute beim Bier oder Wein, und alle übrigen bewegten sich schleifend oder hüpfend in der Mitte des Saales. Der junge Mann, der an des Direktors Tisch gefessen hatte, bat erst seine Nachbarin, die blonde Johanna, zum Tanz, dann die schwarze Trude, und wie Sophie, erhitzt und tief atmend, einen Tänzer verabschiedete, bot er ihr gleich seinen Arm. Sie tanzten aber vorerst nicht, sondern setzten sich auf zwei freie Stühle an der Wand, er fächelte ihr Luft zu, und sie glättete ihre Locken, die etwas in Unordnung geraten ihr in die heißen Wangen hingen. Als sie sich ausgeruht hatte, kamen sie in ein angenehmes, leichtes Gespräch. Da erfuhr sie eigentlich erst, daß er Georg Wendlener heiße und am Nachmittag aus München gekommen war, wo

er die Akademie besuche. Und ein Freund habe ihm soviel Schönes von dieser kleinen Stadt mit dem alten hohen Schloß und dem Denkmal der Dichterin erzählt, daß er gerade die überlauten Tage des Münchener Faschings dazu benützen wollte, um stadtmüde ihnen zu entfliehen. Sophie sagte ihm, daß er einmal im Frühjahr oder Sommer kommen solle, da gebe es genug Fremde im Städtchen, und wer erst einmal da gewesen wäre, der komme sicher ein zweites und drittes und viertes Mal. Ja, es gebe sogar solche, die wochenlang blieben, und sie selbst hätten im letzten Sommer einem Münchener Maler zwei Monate Quartier gegeben. Das interessierte Georg, und er fragte Sophie, wo sie denn wohnten. „Gleich neben der Droste am Platz drobe,“ sagte sie lachend, „darum bin ich doch auch so vertraut mit ihr, daß heute die Leute dachten, ich sei von ihrem Postamentle gestiegen. Wenn ich des Morgens das Fenster öffne, ist's der erste Mensch, den ich drauße sehe, und da können S' doch glaube, daß wir beide, sie und ich, sehr gut mitfamme sind, wenn man sich jeden Tag guten Morgen und gute Nacht sagt, schon an die zehn Jahre! Sie dürfen uns schon besuchen, Herr Wendlener, dann werden Sie's selbst sehe, wie nahe wir zwei uns stehe.“ Georg dankte schön für die Einladung, dann bat er, da inzwischen die Musik wieder begonnen hatte, daß sie auch mit ihm einmal durch den Saal tanzen möge, und bald

waren sie mitten unter den sich drehenden und wiegenden Paaren. Sophie tanzte sehr leicht und schwebte lässig über den Boden, ihre zarte Gestalt schmiegte sich an Georg, als ob dies längst kein Fremder mehr wäre, aber Georg hatte gleichzeitig das Gefühl, daß er arg zurückgewiesen würde, wenn er es wagen sollte, sie stärker an sich zu drücken. Er taf's auch nicht, er hielt sie behutsam in den Armen und geleitete sie dann wieder an den Tisch zurück, wo diesmal die Blonde ohne Tänzer war und auf Georg, der so lange bei Sophie gewesen, beinahe schon wartete. Denn er war unter allen eigentlich doch der Feinste, und die jungen Herren der Stadt konnten es mit ihm nicht aufnehmen. Dafür heimste er da und dort einen Blick ein, der nicht allzufreundlich war, und sogar die Mädchen schienen eifersüchtig zu werden, denn er hörte, als er später — wieder mit Sophie — an einem Tisch vorübertanzte, an dem ein Mauerblümchen saß, aus Mädchenlippen, die plötzlich einen bösen Zug annahmen, die Worte: „Die Direktorsmädele müsse auch immer etwas Extras haben!“ Sophie lächelte und sagte: „Habe Sie's gehört, Sie werde noch das ganze Städtle rebellisch mache. Auch im Sommer geht's uns nit anders. Was könne wir dafür, daß die junge Leute von drauße mit uns lieber verkehre als mit ihnen.“

Als sie wieder am Tische saßen — nur Trude, die schwarze, tanzte noch unermüdlich — ward es

ihm langsam klar, daß die fremden Leute, die hierher auf Besuch kamen, auch mit gutem Grund lieber mit diesen drei Mädchen verkehrten, als den übrigen. Sie hatten alle drei, und Sophie vielleicht am allermeisten, eine freie, ungezwungene Natürlichkeit in ihrem Sprechen und Benehmen, in ihren Blicken und Bewegungen, wogegen die übrige Mädchenschaft das Plumpe, Laute und Steife, das ja ein jahrelanges Leben in kleiner Stadt mit sich bringen mag, nicht verleugnete. Er sann diesem Unterschied nach und blickte dann auf die neben ihm sitzende Sophie, die, die Hände im Schoß des geblühten, leise knisternden Seidenkleides gefaltet, stumm und ruhig geradeaus sah. Georg merkte aber, daß dieser Blick nicht den Tanzenden galt, sondern über die frisierten und gepußten Köpfe hinweg durch Wand und Mauer drang, weit hinaus bis zum See, und über die glatte, dunkle Fläche noch weiter in ferne Gegenden oder in ein Traumreich, das es nicht gab, das aber dafür in ihrer Mädchenseele in umso stärkeren, lebendigeren Farben glänzte. Georg konnte den Blick von diesen blauen, ins Dunkelgraue schillernden Augen lange nicht abwenden, — aber da zuckte es plötzlich, etwas schmerzlich, wie ihn dünkte, um Sophies Mund, sie gab ihren Augen einen raschen Ruck nach links, zu ihm hin, und aus ihnen waren Traum und Ferne verschwunden, und nur ein leises Lächeln blieb, das wieder in die Wirklichkeit zurückführte.

Eine Viertelstunde nach Mitternacht brachen die Direktors auf, und Georg mit ihnen. Auch die Gesellschaft des Nachbartisches hatte sich angeschlossen, und man vereinbarte, den Abend beim ‚Becher‘ zu beschließen, einem Weinhaus in der Oberstadt, das noch sämtliche Fastnachtsfröhlichen aufnehmen werde.

*

In der unteren wie der oberen Stadt legte man am nächsten Morgen reichlich eine Stunde später die Betten in die Fenster. Die Direktorsfamilie wohnte in dem alten, weifläufigen Seminargebäude mit den vielen Gängen, in denen einsame Schritte einen langen Nachhall gaben, als wollten sie ihr flüchtig vorüberhuschendes Leben verlängern. Im zweiten Stockwerk lag die geräumige Wohnung, auf den Platz hinaus. Von dem sah Sophie freilich nichts, als Schlaf und Traum wie eine schwere Decke plötzlich von ihr fielen und sie erwachend die Augen öffnete. Sie sah nur ihr Zimmer, in dem sie allein schlief, den zierlichen Mädchenkram, der in lässiger Unordnung auf Tisch und Sesseln lag, und ein weißbereiftes Fenster, das von heller Sonne durchschienen war, aber jede Aussicht verwehrte. In der Nacht war es frostkalt geworden, und bei dem Gedanken an diese Kälte, die draußen am Fenster, an den Mauern und an den schneebärtigen Zweigen hing, fröstelte es sie unwillkürlich und sie zog die Decke höher. Und die

Hände, die darauf gelegen hatten und in dem ungeheizten Raum ganz rot und kalt geworden waren, barg sie rasch an ihrem warmen Körper, der bei dieser unerwarteten Berührung zusammenschrak. Dann lag sie lange reglos, eingehüllt bis an das Kinn, mit weitgeöffneten Augen in ihrem Bett und stellte sich in langsamem, bedächtigem Erinnern die Stunden zusammen, wie sie gestern sich aneinandergereiht hatten, bis sie im immer dichter werdenden Schleier der Schläfrigkeit versunken waren. Wie war dies alles nur? Doch eigentlich nichts Besonderes. Es war doch nicht ihre erste Fastnacht, auch nicht ihre schönste. Sie dachte einige Jahre zurück, da sie in Frankreich Erzieherin war und mit der Familie, deren Kinder unter ihrer Obhut standen, eine Karnevalswoche in Nizza verbrachte. Das war buntes, lärmendes, sonniges Leben gewesen, und um ihre Jugend schwirrte ein flatternder Kranz von losen Schwärmern. Und gestern war es doch etwas ganz Gewöhnliches gewesen. Erst unten im ‚Schiff‘ und dann oben beim ‚Becher‘, wo es anfangs fast zu lustig herging und später die Leute vor Satttheit und Müdigkeit einer nach dem anderen zusammengesunken waren und sich heimgeschlichen hatten, bis schließlich eine allgemeine Gähnerie nicht mehr aufzuhalten war.

Aber — richtig, da war ja noch Georg. Dieser junge Münchener, der weder zusammenknickte, noch

gähnte. Der an ihrer Seite saß und sie mit seinem Wesen, wie es seiner Natur, ebenso vielleicht seiner Wohlerzogenheit entsprungen sein konnte, die ganze Zeit in eine weiche Wolke angenehmster Behaglichkeit gehüllt hatte. Ob er zu allen Mädchen so sprach wie zu ihr? Das wäre nicht schön von ihm, und sie konnte es auch nicht annehmen. Auch sie hatte ihm ja im Laufe dieser Stunden manches gesagt, was sie sonst zu niemandem gesprochen hatte, was sonst nur in ihrem Kopfe in allerlei Gedanken spukte. Er war der erste, der diesen so verstehend und empfindend entgegenkam und der, ohne daß er es vielleicht wollte, ein Wort nach dem anderen aus ihr lockte.

In ihrem Zimmer hingen ein paar Bilder von Männern, mit denen sie in freundschaftlichem Verkehr stand. Alle waren nur Zugvögel, wenn sie kamen und einige Tage hier weilten. In der Zwischenzeit trafen wohl Briefe ein, aber die blieben sich alle ziemlich gleich, wurden freundlich erwidert, ohne daß auf dieser oder jener Seite mit besonderer Sehnsucht auf Antwort gewartet worden wäre. Und wenn einer oder der andere von diesen Freunden, die zumieist in der Großstadt lebten und für die die Gedanken an sie mit der Erinnerung an ein paar schöne Sommertage und mit der Schwärmerei für das kleine, winklige, steil ansteigende Nest am See verbunden war, — wenn einer von ihnen ein Jahr einmal ausblieb, so wurde er nicht schwer vermißt. Es

kam ein anderer, und es waren ihr alle gleich willkommen. Netze, geschickte, gebildete Leute, denen es ja auch wahrscheinlich ein gutes Gefühl war, wenn sie in das Städtchen kamen, zu wissen, daß sie keine Fremden waren. Sie waren ihr nicht fremd, — aber auch nicht mehr.

Auch der nicht, dessen Bild auf dem kleinen Schreibtisch stand? Mit einem Ruck drehte sie die Augen dorthin und schloß sie dann plötzlich. Das war ihr Verlobter. Der war auch einmal an den See gekommen — vier Jahre waren es schon her — und blieb viele Wochen. Einen ganzen Sommer lang war er ihr Begleiter auf Spaziergängen und ihr Gefährte an langen Abenden, und tief im September, als die Altweibersommerfäden wehten und manchen Weinstock mit ihrer Seide übersponnen, gab es einen schmerzlichen Abschied und Küsse, auf die Tränen fielen. Und zu Weihnachten kam er wieder, und als er ging, war sie seine Braut. In aller Form und in allen Ehren, mit Ring und Segen und Arm in Arm gehen und Neid der Altersgenossinnen, und all dem, was in einer kleinen Stadt zu einem ordentlichen Brautstand gehörte.

Vier Jahre. Die Zeit des Wartens macht einen älter, als jede andere. Und dieses Warten begann schon nach den ersten Monaten und ward immer leidvoller. In den guten armen Familien kann man ja nicht vor den Traualtar treten, ehe das standes-

gemäße Einkommen vorhanden ist. Und das hatte sich noch immer nicht eingestellt. Ihr Verlobter war weit weg, und im Sommer kam er jedesmal. Sie merkte, wie dieses Kommen einen stets stärker werdenden Einschlag des Pflichtgemäßen hatte. Von dem Überschwang des ersten Sommers, in dem man sich entgegenbangte vom Abend bis zum Morgen, war nur eine blasse Erinnerung geblieben, und die war eher schmerzlich als köstlich. Immer weniger bekam sie von seinem Leben zu wissen. Sie konnte sich ja denken, daß er in seinen Jahren, die Studen- tenzeit gerade hinter sich, nicht zu den Duckmäusern gehörte. Er zählte wohl auch nicht zu den allzu Treuen. Sie freilich war es, sie mußte es sein. Oft bäumte sie sich gegen diese Ungleichheit auf. Aber wenn sie auch gewollt hätte, — so lange sie nicht diese vier Jahre mit gutem Gewissen aus ihrem Leben streichen konnte, hätte sie keine Untreue vermocht. Oft dachte sie daran, das Ganze abzuschütteln. Ihm wäre es wahrscheinlich eine Erleichterung gewesen, und ihr — Sie hatte noch nicht den richtigen Mut gefunden, sich einzugestehen, daß er ihr schon völlig gleichgültig geworden war. Seine Briefe trug sie oft halbe Tage herum, ohne sie zu öffnen, wie etwas Unangenehmes. Und sie enthielten nicht einmal Unangenehmes, sie wurden nur von Jahr zu Jahr glatter, leichter und inhaltsleerer.

Ob sich ihr Verlobter mit Georg vertragen

könnte? Ob sich zwischen diesen beiden so verschiedenen Naturen, dem ruhigen, in sich festen, verstehenden, warmen Wesen Georgs und der unzuverlässigen, leidenschaftlichen Fährigkeit des anderen eine Brücke der Freundschaft schlagen ließe? Sie nennt ihn schon den anderen, — und wer ist dann der eine? Georg — sie fuhr erschreckt zusammen vor ihrer eigenen Stimme. Denn jetzt hatte sie diesen Namen laut und schnell hervorgerufen, und der Klang lag noch in der Luft und tönte an ihr Ohr und durchströmte ihr Denken in breiten, rauschenden Wellen. Georg — Georg —

*

Um die Mittagsstunde stiegen Georg und Sophie langsam die vielen Stufen empor, die aus der unteren Stadt an dem hohen Gestein des Schlosses, an dem grünbemoosten, jetzt weißbeschnittenen Riesenrad der alten Mühle vorbei zur oberen führten. Beider Wangen waren geröthet von der kalten Luft, aber ihnen selbst war warm geworden von der Wanderung am See, in der strahlenden, glitzernden Winter-sonne, in dem knirschenden Schnee, dem großen Reinemacher aller schmutzigen Winkel. Auf der Brücke, die das Schloßthor mit der Oberstadt verbindet, blieben sie stehen, blickten auf das Dächergewirr unter ihnen, auf den stahlblauen See, der ganz unbewegt lag. Hungernde Möwen folgten den Dampfem,

aus den Schornsteinen der alten Häuser kräuselte sich der Rauch der Mittagsküchen, die Späßen schrieen im Seminarpark, — und doch war eine große, helle Stille um sie. So daß sie auf die Schritte hin, die hinter ihnen leise im Schnee knarrten, beide sich rasch umwandten. Eine alte Dame ging über die Brücke, und wie sie die Sophie erblickte, hob sie in scherzhaft gemeintem Tadel den Finger und sagte mit einer greisen, welken Stimme: „Nu warte Sie, was Sie gestern wieder angestellt habe, Fräulein Sophie! Guckt der Droste Gesicht und Kostüm ab und läuft leibhaftig so im Städtle herum. Wenn das das Fräulein von Droste wüßte, daß sie nach soviel Jahre noch zu einer Maskerad herhalte muß!“ Als Sophie nicht recht wußte, ob die Greisin es am Ende nicht doch ernst meinte, und den Tadel in kleiner Verlegenheit hinnahm, lenkte das alte Fräulein begütigend ein: „Lasse Sie's nur gut sein, Sophie, ich hab schon gehört, wie wunderlieb Sie aussehe habe, und ich weiß schon, daß Sie der Annette kei Schand mache, Sie nit!“ Inzwischen hatte der alte Pförtner das schwere Tor geöffnet, und das Fräulein trat, dem Mädchen noch freundlich zunickend, in das Schloß.

„Das ist die Freiin Hildegard,“ erklärte Sophie auf einen fragenden Blick Georgs, „und sie hat wohl recht, wenn sie mich etwas verschimpfiert. Ich tät's mir auch nit gfallte lasse, wenn so ein Mädle als

meine Tant herumtanzte. Aber sie meint's nicht schlecht mit mir, und gar so Unehrl hab ich der Drosste doch nit gmacht, nit?"

Georg lächelte, wie sich Sophie fast ereiferte, und er dachte, daß sich die Dichterin diese Holdheit im Maskenspiel wohl hätte gefallen lassen.

„Es ist jammerfchade,“ sagte er, „daß dies nur so wenige Stunden gedauert hat. Sie waren der Annette so würdig, daß Sie ganz gut auch jezt in der Mittagsstunde da vor ihrem Schloß stehen könnten, mit den gedrehten Locken und dem faltigen Seidenrock, — ganz das westfälische Edelfräulein.“

Sophie wehrte ab und drängte zur Eile: „Jezt komme Sie aber, sonst wird uns noch die Suppe kalt.“

Georg war bei Direktors zu Mittag geladen, und es war eine harmlose angeregte Stunde, die er mit den drei Schwestern und ihrem Vater verbrachte. Trude war die Hausfrau von den dreien, und ihre schnellen Füße stapften unermüdlich zwischen Küche und Zimmer hin und her. Nach dem Essen setzte sich Sophie an den ein wenig altmodischen Flügel und spielte ein paar einfache, schlichte, volksliedartige Weisen. Als Georg sie sah, sie möge doch auch die eine oder andere singen, zierte sie sich nicht lange und summt leise ein Lied vor sich hin, halb sprechend, halb singend, ein etwas wehmütiges und resigniertes Lied, in dem viel von Treue und Tod, von Liebe und

Abschied die Rede war. Ein Sonnenstrahl fiel schräg durchs Fenster an Sophie vorüber, und wenn sie, im Greifen der Tasten, ihren Kopf etwas vorneigte, schimmerten ein paar Haare wie dünne Goldfäden auf. Georg blickte immer nur dorthin und wartete gespannt, bis das Haar des Mädchens wieder in die Strahlen kam, und er merkte gar nicht, daß Sophie schon zu spielen aufgehört hatte und ihn verwundert anblickte. Verwundert und schweigend. Sie fühlte seinen Blick schwer auf ihrem Haupte ruhen und neigte es tief, so daß sich ihr braunes Haar ganz in den Sonnenschein verfing. Dann spürte sie, wie eine weiche, leichte Hand sanft über ihren Scheitel strich, und sie ließ es stumm geschehen und dachte an die erste Morgenstunde dieses Tages, in der sich ihre Stummheit — ihr selbst zum Schrecken — in einen so lauten Ruf gelöst hatte, der sie nun in der Erinnerung wie ein Schrei dünkte, — nach einer andern Welt, als der, die sie jetzt umsing, nach einem Menschen, dem sie alles sein wollte, nach einer milden, gütigen Hand, wie sie jetzt ohne Druck, nur in leichtester Berührung auf ihrem gebeugten Haupte lag.

Den lärmenden letzten Tagen des Faschings folgte eine stille Fastenzeit. Denn das kleine Städtchen war fromm, und es sorgte schon der Stadtpfarrer dafür, daß man sich streng an die Gebote der Kirche hielt, die nach dem Aschermittwoch jeden Tanz

in öffentlichen Lokalen untersagten. Also kam es, daß man in den Wirtschaftshäusern um zehn Uhr die Lichter löschte, da die letzten Bürger, dicht in ihre Mäntel und Pelze gehüllt, die rauchigen, niederen Stuben verlassen hatten. Und nur beim ‚Becher‘, in dem sich seit jeher die ganz Standhaften zusammengefunden, waren die Fenster bisweilen noch bis Mitternacht erhellt. Dann aber lag die Stadt vollends im Dunkeln, kein Schritt stapfte auf dem Raubkopfpflaster oder in den weiten Höfen der Oberstadt, von denen die großen alten Gebäude durchzogen waren, und das erste Zeichen des Erwachens war das Läuten der Kirchenglocke, bei dem manch befreundetes Weiblein in seinem großen Linnenbett zusammenfuhr, denn nun hieß es, aus der Wärme hinaus in den Schnee, hinauf in die kalte Kirche zur Frühmesse. Alte Füße schlürften durch die Straßen, die noch stockdunkel waren, und die Hände trugen Laternen mit zitterndem Licht, und eine vermummte Gestalt nach der anderen schob sich in die Kirche hinein. Dort brannten nur an einem einzigen Altar wenige Kerzen und in den Bettstühlen die Wachsstöcke, aber darüber wölbte sich das kalte Dunkel bis zur Decke, die um diese Zeit noch kaum zu sehen war. Und die junge Stimme des Kaplans hob sich zu klaren, klingenden Worten, deren Latein all den Frommen unverständlich war, und senkte sich dann wieder in ein schläfriges, geschäftsmäßiges Murmeln, bis die helle

laute Knabenstimme des Ministranten erfrischend und weckend dazwischenfuhr.

So begann in der Stadt der Tag. Und wenn die alten Weiblein und die frommen Männer die Kirche verließen, waren sie nicht mehr auf ihre Laternen angewiesen, denn das Frühlicht, noch etwas blaß, aber rasch an Farbe und Stärke gewinnend, breitete sich in den Gassen aus. Von der Unterstadt sah man zu dieser Stunde oft noch gar nichts. Die lag im Nebel, der vom See aufstieg und nur langsam in der Sonne zerfloß. Wenn sich aber die Schwaden verzogen hatten und die Sonne immer höher gestiegen war, glitzerte das Städtchen wie ein Reichskleinod in Schnee und Sonne. Die Tage, die es jetzt gab, spät beginnend und früh endend, waren erfüllt von frostklarer, glänzender Winterpracht. Das bißchen Schmutz, das in den Straßen lag, hörte auf, sobald man das obere Tor durchschritt, erst die Straße ging, die an den Weinbergen vorbei zum Friedhof führte, in dem die Drostse ihren ewigen Schlaf schlief, und dann tiefer in das Land hineindrang und sich endlich von den verschneiten und vereisten Wäldern umfassen ließ, von ihrer kalten, heiligen Stille, in der nur dann und wann ein Häher schrie oder ein Aß knackte und mit einem kleinen Schneegeföber durch die Zweige fiel.

Georg machte weite, stundenlange Gänge in dieser Wintereinsamkeit, marschierte sich warm und

froh und wühlte sich ganz in seine Gedanken und Pläne ein. Er spürte, wie sich diese mit jedem Tag verdichteten und häuften, und sah schon die Stunde nahen, in der die Fülle, die jetzt langsam stieg, überzulaufen drohen werde. Dann rasch aufs Schiff, in die Bahn und zurück nach Hause und in die Arbeit gestürzt, deren er überdrüssig gewesen, als er hierher gekommen war, und die ihn wieder zu locken begann, mit all ihren verzweiflungsvollen Schmerzen und unsagbaren Freuden.

Zum Seminardirektor und seinen drei Töchtern war er die ganze Woche, die nunmehr seit jenem Faschingsdienstag verstrichen war, täglich gekommen. Bald eine kurze Nachmittagsstunde, bald einen langen Abend, und jedesmal war es ein schönes, von Freundschaft und Geselligkeit durchwärmtes Beisammensein gewesen. Eines Abends, als er in dem großen, hohen Wohnzimmer mit den vier Fenstern saß, hatte Sophie auf sich warten lassen, und Georg nahm mit ihren beiden Schwestern vorlieb, scherzte mit ihnen, erzählte Münchener Erlebnisse und hätte fast schon vergessen, daß Sophie, der er sich sonst ausschließlich widmete, fehlte. Da tat sich aber die Türe auf, und sie trat ein, im Kostüm der Drosche, das so sehr sein Gefallen gefunden hatte, in den Augen einen Ausdruck zartester Befangenheit, so als ob sie fürchtete, zu weit gegangen zu sein, und nicht wüßte, ob der Fremde das, was sie ihm

zulieb getan, nicht verlachen würde. Aber Georg sprang in freudigster Überraschung auf, eilte ihr entgegen und begrüßte sie mit strahlendem Gesicht, so daß in Sophie ein heißes Glücksgefühl emporstieg. Sie hatte also doch recht getan, daß sie mit den alten Kleidern die Erinnerung an jenen ersten Abend weckte. Der Vater brummte zwar etwas über die unzeitgemäße Maskerade und die gepuderten Wangen seiner Tochter, aber den ganzen Abend lang wich Georg nicht mehr von ihrer Seite. Ihre beiden Schwestern konnten kaum mehr den Schlaf unterdrücken, und dem Direktor sank in immer kürzeren Pausen der Kopf auf die Brust. Aber die beiden waren munter und wach, hatten zu reden und waren noch wacher in beredsamem Schweigen. Spät trat Georg den Heimweg an, auch beim ‚Becher‘ blühte kein Licht mehr durch die Vorhänge.

Sophie aber begab sich mit einem drückenden, wirren Gefühl von Unruhe und Beglücktsein zu Bette. Sie fühlte, wie ihr in Georg aus dem Fremden ein Naher und Lieber geworden war, wie sich ein Faden nach dem anderen, der sich von ihm zu ihr spann, um sie legte, und wie sie langsam darein verstrickt und gefangen wurde und im Bewußtsein einer bangen Wehrlosigkeit die Hände sinken ließ. Was hätte ein Wehren auch genützt? Und dabei hatte sie Georg gegenüber noch kein Wort davon fallen lassen.

daß in der Ferne ein Verlobter weilte, dem sie sich verpflichtet fühlte, daß sie über ihre Jugend und ihr Leben nicht entscheiden könne. Aber wollte Georg denn dies überhaupt, das eine oder das andere, oder beides für alle Zeiten? Er bevorzugte sie vor ihren Schwestern, er war, wie sie wohl merkte, von einer sich stets sehr rasch einstellenden Hingegenheit an ihr Wesen, aber von einem Werben um sie konnte trotzdem nicht gesprochen werden. Geworben wurde um sie vor vier Jahren. Stürmisch und wild, als ob sie das einzige Glück auf Erden wäre. Und seither nicht mehr. Doch Georg war eben ganz anders als Friedrich, und vielleicht gab er sich, wenn auch alle großen und entscheidenden Worte fehlten, tiefer als dieser. Eines wußte sie: Friedrich war ihr nun vollständig fremd geworden. Und nach Georg bangte sie in scheuer Freude, in jubelndem Drängen, daß sie doch ihm gehören möge, daß er sie doch aufnehmen und bei sich behüten solle, als etwas Kostbares und Geliebtes, das man keinem anderen Menschen gönnen will. Sie mühte sich, die Augen offen zu halten, um wenigstens diesen einen ihrer Sinne, der mit Anstrengung die Konturen im lichtlosen Zimmer nachzeichnete, beschäftigt zu wissen. Denn wenn sie sie schloß und das Dunkel über sie zusammenschlug, durchjagte ihr Denken ein Chaos schmerzvoller Weiten, in denen sich alle Wege verwirrten. Und was vor wenigen Tagen noch ein liebes, warmes Ge-

fühl war, hätte sich nun zu unerträglicher Qual gewandelt.

*

Am nächsten Tage, gleich nach Mittag, kam Georg und holte Sophie ab. Oberhalb der Stadt, zwischen kleinen Waldbeständen eingebettet, lag ein Weiher, auf dessen vereister Fläche sich die Jugend tummelte. Zu dieser Stunde gab es dort nur wenige Läufer, und Georg und Sophie glitten in ungestörtem Gleichmaß über das Eis. Lange Minuten sprachen sie kein Wort, nur das Klingen der stählernen Schuhe durchschnitt die schweigende Kälte, und Sophie fühlte die starke Hand Georgs, fühlte seinen schlanken, geschmeidigen Körper neben sich, und es ward ihr wohl dabei. Es gab Augenblicke, da ihr so leicht war, daß sie mit einem plötzlichen Schwung Georg mit sich riß und saugend über die glatte, widerstandslose Fläche lief. Dann kam wohl ihr Atem ins Stocken und sie verlangte nach kurzer Rast, stand zu Georg wieder Gesicht gegen Gesicht, Auge in Auge, und sie sahen sich schweigend an, solange sie es aushielten. Gewöhnlich war es Sophie, die sich dann seinen Händen entwand und in einem geschwinden großen Bogen vor seinen Blicken floh. Und dann zogen sie wieder still ihre Kreise, sprachen selten ein Wort und wußten beide ihre Stummheit zu deuten.

Die Nachmittagssonne war schon längst hinter die Spitzen der Waldbäume gesunken, als sie den Heimweg antraten. Sophie hatte Georgs Arm genommen und wußte, daß sie ihm nun alles sagen müsse. Daß eine wie das andere. Daß sie den, der ihr Verlobter war, abschütteln wolle, und daß Georg mit ihr machen solle, was er nur möge.

Als die Türme der Stadt sichtbar wurden, sagte sie zu ihm: „Georg, ich bin nicht aufrichtig. Ich bin seit vier Jahren Braut.“

„Das weiß ich. Trude hat es mir gesagt. Und vielleicht hätte ich es auch ohne diese Mitteilung gewußt.“

„Aber Sie wissen nicht alles,“ brachte Sophie in ihrer Qual heraus. „Ich bin nicht glücklich, ich kann Friedrich nicht mehr lieben. Ich glaube, ich liebe ihn schon über Jahr und Tag nicht mehr. Ich kann nicht, Georg — —“ schluchzte sie.

„Sophie — Sie sind doch ein so kluges, tapferes Geschöpf, dem es im Gesicht steht, daß es den rechten Weg vor sich weiß. Für Sie besteht kein Grund, im Leid zu ersticken. Sagen Sie alles frei heraus, soviel vertrauen Sie mir ja, daß ich helfen werde, wo ich es kann.“

Ihr Schluchzen ließ sie erst nicht reden. Georg sprach ihr in milden, gütigen Worten zu, und langsam fühlte sie aus dieser Stimme ihre Ruhe wiederkehren. Und sie erzählte ihm von der Qual dieser

drei, vier Jahre, von ihrem Gebundensein, vom Erlöschen der Flammen, die einst so hoch emporgestiegen waren, von einer Liebe, die sich nicht einmal in die Alltäglichkeit der Gewohnheit hatte retten können, sondern wie etwas Abgestorbenes weitergeschleppt wurde.

Als sie am Stadttore angelangt waren, machten sie kehrt und gingen zum Weiher wieder zurück. Auf dem halben Weg dorthin war Sophie mit ihrer Beichte zu Ende, und je mehr sie ihm gesagt hatte, desto freier und ruhiger wurde sie diesem Menschen gegenüber, der nun alles wußte von ihr — bis auf eines.

„Jetzt versprechen Sie mir eines, Sophie: daß Sie sich noch heute an Ihren Tisch setzen und Friedrich schreiben. Alles, wie es ist, alles, was Sie mir erzählten. Sie sind ja noch so jung, machen Sie sich frei, — und diese Jahre werden Ihnen dann immer kleiner, immer bedeutungsloser erscheinen. Tun Sie das, Sophie?“

„Ja!“ sagte sie leise, wie ein Kind, das die Belehrungen eines Erwachsenen hinnimmt.

„Und jetzt,“ fuhr Georg langsam fort, „sollte ich Ihnen das sagen, was Sie von mir erwarten, das, was Sie wissen — ja, Sophie, wie gerne ich Sie zu jeder Stunde sehe, haben Sie in diesen Tagen erfahren, und ich denke mir wohl, daß wir zwei recht froh und glücklich werden könnten.“

Mit angstvollen Augen schaute Sophie auf ihn, der seinen Blick geradeaus gerichtet hatte, in die dunkelnde Ferne, voll Ernst und Erwägens, als ob er die ganze Bedeutung einer entscheidenden Stunde umfassen wollte. Sie hörte, wie er zögernd, jedes Wort bedenkend, weiter sprach: „Aber sollen wir zwei jetzt das gleiche durchleben, wie du es mit Friedrich getan? Ich bin jung so wie du. Und ich habe soviel Leben vor mir. Wenn ich dir jetzt sage: Sophie, gehöre mir, so wie ich dir gehören will, und gehe morgen oder in einer Woche fort, in mein Leben und in meine Arbeit zurück, — glaubst du nicht, daß es mir — nicht heute und nicht morgen, aber in einem Monat oder in einem Jahr — eine Bürde sein wird, mich an dich — dich an mich gebunden zu wissen? Wir brauchen die Freiheit, um glücklich zu sein, und wenn ich zurückkomme, will ich mich diesem Tag entgegensehen können, ohne Pflicht, ohne Muß. Genügt dir das, Sophie? Es ist wenig, aber es ist vielleicht notwendig, daß wir jetzt nicht mehr wollen. Wir wollen doch das nicht wiederholen, was dich nach vier Jahren elend gemacht hat. Laß mich hinaus, frei wie ich gekommen bin, und ich weiß, daß ich zurückkommen werde, weil ich dich nicht vergessen kann. Und weiß, daß ich dich holen werde, immer die Gefahr vor mir, dich verlieren zu können. Nicht so wie Friedrich, der dich trotz alles Gebundenseins verloren hat.“

Sophie hörte, und jedes Wort grub sich in sie ein, als ob sie es einst nach langer Zeit wiedergeben müsse. War das Liebe, das hier sprach? Der Ton der Worte war zärtlich und innig, und ihr Sinn war grausam und süß. Konnte sie diesem Mann sagen: „Hab mich lieb, nimm mich, behalt mich, alles andere ist mir gleichgültig!“ — Sie hörte, wie er weiter sprach, wie er das, was erst kurz und zögernd über seine Lippen gekommen war, nun ruhig und warm verteidigte und ihr verständlich machte, und sie hörte, wie aus allem eine große, aber etwas mutlose Neigung sprach, und als sie zum zweiten Mal vor dem Stadttore angelangt waren, hatte in ihr der Glaube an diesen Mann schon die Überhand gewonnen, und ein großes Vertrauen zu diesen leidenschaftslosen Worten eines Menschen, der nicht mehr geben wollte, als er konnte, begann ihr gequältes Herz zu erfüllen. Nur eine zagende, schüchterne Bitte brachte sie noch hervor: „Georg — du darfst aber nicht vergessen, daß ich an dich glaube und daß ich auf dein Kommen warte. Laß mich nicht versinken —“

„Nein,“ antwortete er fest. „Meine Gedanken werden öfters bei dir sein, als mir lieb sein wird. Du bleibst meine Droste, und wir beide dürfen ruhig der Zukunft vertrauen, wenn wir uns auch weiterhin frei geben. Und vergiß dein Versprechen nicht, Sophie — nicht mir, sondern dir selbst schuldest du es.“

„Nein, ich vergesse es nicht. Und ich tue es noch heute.“

Vor dem Seminargebäude nahmen sie Abschied. Er hielt ihre Hand in der seinen, und sein Blick ruhte fest auf ihrem Gesicht, in dem es noch zuckte und zitterte. Aber als er sich zum Gehen wandte, flog doch ein schwaches, glückliches Lächeln darüber, und die Augen, die ihm nachsahen, waren voll Vertrauens.

Sophie trat, erfüllt von den dunklen und hellen Gedanken dieser Nachmittagsstunden, in das Gebäude und stieg langsam die breite gewundene Stein-
treppe empor. Sie fühlte eine schwere, ziehende Müdigkeit in ihren Gliedern. Als sie die Türe der Wohnung öffnete, eilte ihr Johanna entgegen und rief: „Endlich kommst du, Sophie! Friedrich ist da!“

*

Zwei Tage später wehte der Föhn. Die Berge auf der Schweizer Seite standen nah und dunkel — trotz des Schnees — in den Himmel hinein, auf dem sich die Wolken ineinanderschoben wie in eiliger Flucht. Der See war unruhig, die Wellen klatschten hart an die Ufer und stürzten wieder zurück in das tiefgrüne Raß. Die Dachtraufen in der Stadt machten an diesem Vormittag unermüdliche Musik. Es rann und plätscherte, als ob in einer Stunde der ganze Schnee auf die Straßen müßte. Vom Obersee näherte sich ein Dampfer der Landungsstelle, pustete

und pfiff, und ließ eine lange Rauchwolke hinter sich, so schmutzig wie der Himmel selbst, durch dessen Wolkengeschlebe die Sonne stets nur auf wenige Minuten ihren Glanz auf die weiße, nasse Landschaft schüttete.

Das Schiff hatte nur ganz kurzen Aufenthalt. Ein paar Ballen wurden ausgeladen, ein paar Fässer und Kisten hinübergerollt, und ehe die kleine Brücke zurückgezogen wurde, schritt rasch noch Friedrich darüber auf das Schiff. Schickte noch etliche Worte von baldigem Wiederkommen und Grüße an alle zu Sophie herüber, die ganz am Rande des Kais stand, dann wurden die Stricke gelöst, man hörte deutlich, wie der Kapitän durch das Sprachrohr hinunterrief: „Langsam — vor!“, die Maschine begann zu arbeiten und die Schaufeln der beiden Räder quirlten das Wasser auf, so daß der Dampfer in lauter Gischt dahinschwamm. Dann hörte man, wegen der wachsenden Entfernung nun schon undeutlich, ein zweites Kommando, und das Schiff nahm den Kurs nach Konstanz. Friedrich stand auf dem Oberdeck, hatte sein Taschentuch in der Hand und winkte mit ihm unablässig zu Sophie herüber, die dann und wann ganz mechanisch den Arm hob, um zu erwidern. Sonst stand sie unbeweglich auf derselben Steinplatte, wie zu dem Zeitpunkt, als der Dampfer abgestoßen war, und sie stand noch dort, mit entrückten Augen, als weder Friedrich, noch sein flatterndes Tuch mehr zu

sehen war, sondern nur eine schmutzige Rauchwolke, unter der der Schiffskörper immer kleiner wurde. Da kam wieder eine Minute, da die Sonne alles Wolkenpack zur Seite schob und das farblose Zwielicht, das über Land und See lag, in gresles Licht und dunkle Schatten teilte. Sophie, die nun auf einmal in heller, warmer Sonne stand, fuhr zusammen, strich sich über die Augen und verließ ihren Platz. Sandte nicht einen Blick mehr nach dem Schiff und schritt langsam durch den zerrinnenden Schnee über die Straße. Am Brunnen, der unterm Schlosse stand, vorbei, und dann stieg sie die zweihundert Stufen in die Oberstadt hinauf, nach jedem Absatz stehen bleibend und rastend, als ob sie über Nacht um viele Jahre gealtert wäre.

Nun war ja also ihr Schicksal besiegelt. Sollte sie dankbar dafür sein, oder ihren Kopf an das alte Gemäuer rennen, das neben ihr steil emporragte bis zu den Stockwerken des Schlosses? Wie hatte nur alles so kommen können in diesen zwei Tagen? Ihr Verlobter war hier gewesen. Und am ersten Abend, wenige Stunden nach jenem Gespräch mit Georg auf dem Wege vom Weiher, saßen sie daheim um den großen Tisch, und Friedrich konnte ihr nicht oft und nicht strahlend genug erzählen, wie in ihm das Verlangen nach ihr immer stärker geworden sei, wie ihn dies die letzten Tage gequält und zermürbt habe, so daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als

sich frei zu machen und herzufahren. Der Arme! Nein, der Glückliche! Denn man konnte ihm ja das Glück aus den Augen heraus, vom Gesicht herablesen, diesem frohen, wenig ernstern, leidlich hübschen Gesicht, das sie einmal so geliebt hatte. Und er war den ganzen Abend fröhlich und mittheilbar, wußte hunderterlei Schabernack, unterhielt den Vater und die Schwestern und strich ihr immer wieder zärtlich über den Arm. Sagte ihr die alten Koseworte, wie er sie vor vier Jahren, als sie an den warmen Sommerabenden unter den Bäumen beim Denkmal gesessen, für sie gefunden hatte, und hüllte sie ein in Erinnerungen, die sie schmerzlich lächeln machten. Sie hörte all dem zu, sprach wenig und hatte nur eine unermessliche Sehnsucht nach Ruhe, nach Stille, nach einem Geborgensein, in das niemand mehr eindringen konnte. Sie dachte an das Versprechen, das sie Georg gegeben, — aber wenn man ihr kurzweg das Himmelreich versprochen hätte, sie hätte es nicht zustande gebracht, diese Stunden, die allen außer ihr von sorgenlosester Behaglichkeit waren, auseinanderzureißen, ihm in das Gesicht zu schreiben: „Friedrich, nun machen wir Schluß. Für jetzt und für immer. Ich liebe dich nicht, ich liebe einen andern, der turmhoch über dir steht, einen, der mit mir machen kann, was er will —.“ Man ging spät zu Bette, Sophie empfing einige leidenschaftliche Küsse auf ihre müden, weichen, nachgebenden Lippen, die

kaum zu erwidern vermochten, dann lag sie in ihrem Bett, und ehe sie sich's versah und sich anschickte, Ordnung in ihre Gedanken zu bringen, hatte ein schwerer, mildtätiger Schlaf ohne Traum und Unruhe sich über sie gesenkt.

Am nächsten Vormittag mußte sie mit Friedrich ein, zwei Stunden außer der Stadt herumstreifen. So war es stets Brauch gewesen bei Friedrichs Besuchen, und ihr Verlobter hielt diesmal ganz besonders darauf. Sie hatte leise gehofft, daß seine Zärtlichkeit und all das Liebevolle, mit dem er sie am Abend vorher umgeben hatte, am zweiten Tage sich wieder auf das gewohnte Maß einschränken werde, wie es zwischen ihnen nun schon seit langem stets geschehen war. Nach den ersten Stunden der Begrüßung war von der Innigkeit und den Spuren einer starken Leidenschaft gewöhnlich nichts mehr zu fühlen, nach wenigen Tagen war es Friedrich stets langweilig geworden, und auf einmal fiel ihm ein, daß er wieder fort müsse. Sophie konnte immer eine förmliche Erleichterung an ihm wahrnehmen, wenn er auf dem Schiffe stand, getrennt von ihr schon durch einen schmalen Streifen des Sees, und sein Tuch flatterte, während seine Gedanken sicherlich bereits weit, weit von ihr wanderten. Diesmal gab es keine Minute, in der Friedrich nicht der galante, liebevolle Bräutigam gewesen wäre, mit dem Stolz des künftigen Gatten, des künftigen Besitzers. Sie gingen

die alten Wege, an dem Nebenhäuschen der Droste vorüber, den schmalen Steig durch die verschneiten Weinberge hinunter und den See entlang bis Hag-nau, von wo sie auf einem Schiff zurückfuhren. Friedrich wurde nicht müde zu erzählen, von sich und seinem Leben, und dann von ihrem gemeinsamen, das nun bald, bald beginnen könnte. Und in seiner ganzen fröhlichen Glückesstimmung beachtete er es gar nicht, wie sie schweigend in sich versank, wie manchemal trübe Schatten über ihr Gesicht zuckten, wie sie sich oft zwingen mußte, seinen Zukunfts-plänen zu folgen, denen sie mit keinem Worte wider-sprach, und wenn sie auch noch so oft hätte dazwi-schenrufen müssen: „Friedrich, wie kennst du mich schlecht. Ich bin nicht die, die du liebst, — du liebst eine andere, die ich vielleicht war, die ich aber nie, nie mehr sein kann.“

Zu Mittag gab es zwei fürchterliche Stunden da-heim. Georg war geladen, die beiden jungen Män-ner wurden einander vorgestellt, und Georg warf einen langen, fragenden, zweifelnden Blick auf sie. Sie hatte also noch nichts gesagt. Die anderen wa-ren während des Essens guter Dinge, Friedrich lachte wie der unbekümmertste Student, der auf Ferien weilt und es sich gut gehen läßt, und Sophie kämpfte mit den Tränen und wagte nicht, ihre Blicke auf Georg zu richten. Fühlte aber die seinen als eine schmerzliche, erdrückende Last auf sich. Sowie es

angänglich war, verabschiedete sich Georg, und Sophie geleitete ihn hinaus und noch ein Stück der Stiege hinab. Er sprach kurz und eindringlich zu ihr: „Sophie, du darfst ganz und gar auf mich zählen, ich gehöre niemand anderem, als dir. Diese Nacht seit gestern ist es mir klar wie Sonnenschein geworden, und jetzt dieser Stunde bei euch hat es nur noch gemangelt. Ich gehöre dir, Sophie, hörst du, — und du mußt dies Friedrich sagen, ehe er euch verläßt, mein Kind, ich bitte dich!“

„Ja, Georg, ja, ja, — es ist so furchtbar schwer, aber ich sterbe ohne dich, — ich kann ohne dich nicht sein. Und Friedrich wird's erfahren.“

Georg küßte ihre feingliedrige Hand, die er erst nach einigem Druck losließ, und sie verabredeten sich für den nächsten Tag am Weiher. Ein Tag noch, dachte Sophie, ein Tag noch, und all das Schmerzvolle, das Grausame ist vorüber. Und der Nachmittag verging und Friedrich wußte noch immer nichts und wandelte in einer Welt des Glückes, deren Stützen in der nächsten Stunde zusammenbrechen sollten.

Aber es hatte sich alles anders begeben. Wie dies kam, das konnte sich Sophie nicht erklären und verständlich machen. Sie wußte nur, daß Entsetzensvolles geschehen war. Sie saßen am Abend wieder in dem großen warmen Zimmer, und es war spät geworden, wie tags zuvor. Vater und die

Schweftern waren müde und hatten ſich zu Bette begeben, wie ja früher auch oft, da ſie und Friedrich allein noch biß in die tiefe Nacht wachten und von ihrer Zukunft träumten. Und nun ſaßen ſie wieder beide allein, und Friedrich war, ſo wie er vor vier Jahren geweſen. Alle ſeine Sinne drängten nach ihr, ſein Werben und ſeine Leidenschaft machten ſie wehrloß, und dann geſchah das Entſetzliche, daß er in einer Flut von Liebkosungen und ſtammelnden Worten das errang, was ſie in ihrem Leben noch niemandem gewährt hatte. Sie war betäubt und wie im Traum. Sie dachte fortwährend: „Georg! Georg! Georg!“ Sie lag und fürchtete ſich, die Augen zu öffnen. Und ſchlich ſich dann, ohne Abſicht und ohne Willen, in ihr Zimmer, in ihr Jungmädchenzimmer, deſſen Wände und deſſen Land ſie wie mit böſen Augen anzufunkeln ſchienen . . .

*

Sophie ging zum Weiher. Sie wollte Georg doch noch ſehen, um von ihm Abſchied zu nehmen. Ihre Buße ſollte ſein, daß ſie ihm alles, alles ſagen würde. Vielleicht konnte er es eher begreifen, als ſie. Er war ja ein großer verſtehender Menſch. Und wenn ſie auch nun auf ihn verzichten mußte, ſo ſollte er ſie doch nicht in ſchlechtem Gedenken haben, ſollte nicht von bitteren Gefühlen erfüllt ſein, wenn er draußen in ſeiner Welt einer Ehe dachte, in die ein armes

Menschenkind sich selbst wider Willen hineingestoßen hatte.

Als der Weg in den Wald mündete, sah sie einen halbwüchfigen Buben ihr entgegenlaufen, der, als er sie erkannte, in einem Ton, der von größtem Schrecken erfüllt war, zu schreien begann: „Fräul'n Sophie — da — da im Weiher — ein Mann — —

Sophie stand das Herz still. Sie eilte, was sie konnte, und war in wenigen Minuten am Ufer. Sie sah, wie mitten im Weiher ein Mann, der durch die Eisdecke gebrochen, sich mit den Armen herauskämpfen wollte. Wie bei jedem neuerlichen Versuch wieder ein Stück der Decke losbrach, wie die Öffnung immer größer wurde, — wie ein Kopf unter sank und sich wieder hob. Sie sah noch Georgs Gesicht — und hörte sich selbst, schon die glatte, schlüpfrige Fläche unter den Füßen, angstvoll seinen Namen rufen. Dann wurde es dunkel vor ihren Augen, und sie fühlte nur noch, wie sie niederfiel und ihre Hand auf schneeiges Eis griff.

Kaum eine Viertelstunde darauf waren schon die Leute von der Stadt am Weiher. Man fand Sophie zehn Schritte vom Ufer auf dem Eis liegen, sah in der Mitte zerbrochene Schollen der Decke schwimmen, und alles übrige erzählte der Junge, der die Menschen heraufgeführt hatte.

Bis man Georg gefunden hatte, dauerte es freilich noch lange Weile, und es war schon Nacht, als

der Wagen mit dem Toten in die Stadt fuhr und man Georg in der Leichenkammer der Kirche aufbahrte.

Am nächsten Morgen stand Sophie vor ihm, kniete vor dem Sarg, der ihr ganzes Leben einschließen sollte. Soviel, das unermessliches Glück hätte werden können, in den paar Brettern! Als sie aufstand, legte sie ihre warme Hand auf die feinen, die kalten, ineinandergefalteten, und ihre Augen konnten nicht weichen von den bläulichen Lidern, die über den feinen lagen. Dieses tote Gesicht, entstellt und verquollen, hätte sie tausende von Nächten liebkosen können, dieser Mund, der nie geküßte, schmerzlich verzogene, hätte nie Unedles zu ihr gesagt. Du Armer, du Armer! Wie grausam, wie sinnlos ist ein solches Sterben, ein solches Verschwinden, wo mein ganzes Leben nach dir schreit, — Georg!

Als es dunkel geworden war, verließ Sophie ihr Haus mit einem kleinen Bündel und ging nochmals zur Kirche hinauf. Dort suchte sie den alten Kirchendiener, den Thomas, der sie und ihre Schwestern schon gekannt hatte, als sie noch ganz kleine Mädchen waren und nur mit Mühe die Kirchenbänke erklettern konnten. Mit dem sprach sie eindringlich. Erst meinte Thomas: „Eigentlich sollt ich das nit zulasse, er ist Ihne doch ein Fremder, und wer weiß, 'was draus werde könnte.“ Aber aus Sophies Worten

drang wohl ein so starkes Flehen, und ihre Augen, in denen die Tränen standen, waren von solcher Verzweiflung erfüllt, daß der Alte schließlich nachgab. Er nahm das Bündel, in das die Droste-Kleider der Sophie gehüllt waren, und versprach ihr, es dem Toten in den Sarg zu legen, ehe er geschlossen werden sollte. Er murmelte nur, als Sophie sich entfernte, kopfschüttelnd vor sich hin: „Nein, diese Mäde, auf was für närrische Gedanke diese Mäde heut scho komme!“

Sophie aber saß an diesem Abend lange in ihrem Zimmer und schrieb an Friedrich all das, was sie ihm nicht gesagt hatte, und daß es zu Ende sein müsse zwischen ihnen. Denn jetzt, da Georg tot war, durfte sie ihn doch wohl trotz alledem beanspruchen. Und der sollte keinen neben sich haben.

Inhalt

	Seite
Lote Fliegen	1
Alfese	14
Der gekreuzigte Don Juan	39
Einsamkeit	51
Rache	87
Feigling	125
Der Häßliche	139
Das Phantom	152
Das Ende Emanuels	184
Die Droste	200

Buchdruckerei Rothsch
Albert Schultze, Rothsch



